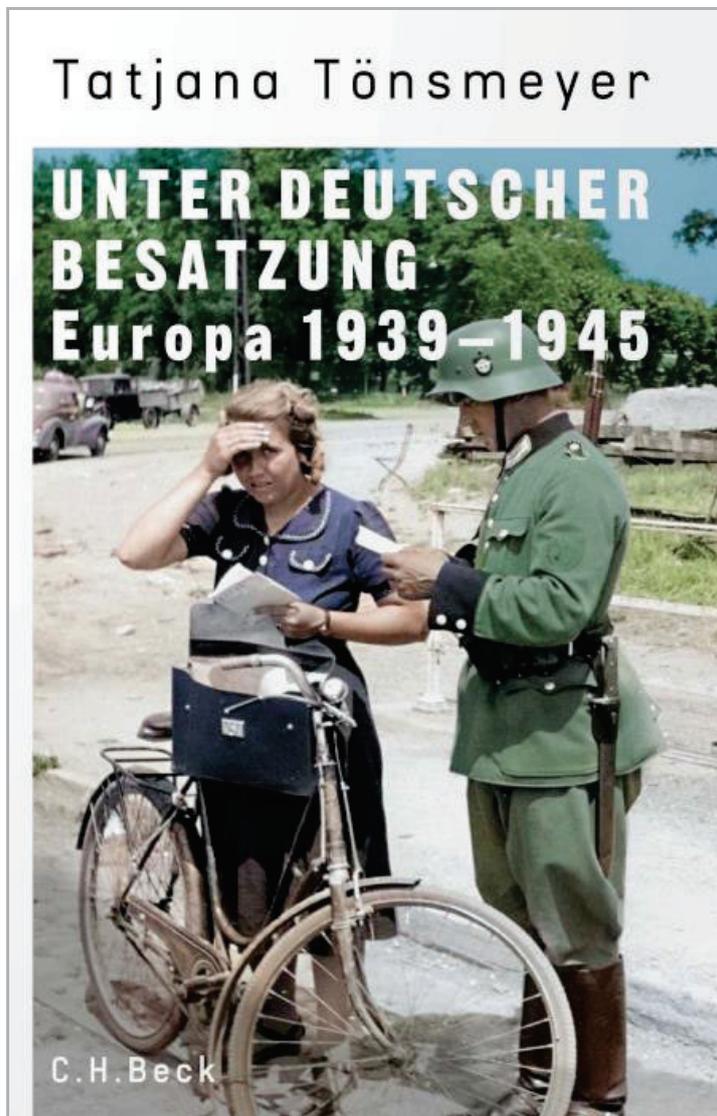


Unverkäufliche Leseprobe



Tatjana Tönsmeyer
Unter deutscher Besatzung
Europas 1939-1945

2024. 652 S., mit 21 Abbildungen und 1 Karte
ISBN 978-3-406-81735-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36682612>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Tatjana Tönsmeier

**UNTER
DEUTSCHER
BESATZUNG**

Tatjana Tönsmeier

**UNTER
DEUTSCHER
BESATZUNG**

Europa 1939–1945

C.H.Beck

Die Entstehung dieses Buches wurde gefördert durch die Deutsche Forschungs-
Gemeinschaft (DFG) und die Volkswagen-Stiftung im Rahmen
einer Opus magnum-Förderung.

Mit 21 Abbildungen und 1 Karte (© Peter Palm, Berlin)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Polizeiposten kontrolliert auf einer Ausfallstraße
vor Straßburg, 1940. Nachträglich koloriert © Bundesarchiv (Bild 121-0472)

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81735 9



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für Emmi und Ekkehard

Inhalt

Einleitung

11

Kapitel 1:

«Sie kommen!»

33

Das Entsetzen über den deutschen Vormarsch	35
Deutsche Ausschreitungen und Massengewalt	48
Evakuierungen und Flucht	60

Kapitel 2:

Besetzte Gesellschaften

73

Abwesende Männer	76
Einheimische Frauen – deutsche Männer	83
Zerrissene Familien, Kinder und Alte	99

Kapitel 3:

Besatzer und Besetzte

127

Die Besatzer und ihre Maßnahmen	128
(Unvermeidliche) Begegnungen, Anspannung, Anpassung . .	136
Sinnhorizonte und Bedrohungskommunikation	152
Alte Spannungen und neue soziale Konflikte	162

Kapitel 4:
«Vor dem Verzehr von Katzenfleisch wird gewarnt»
171

Überall Mangel	172
Von Rationen, Lebensmittelkarten und Marken	180
Leere Geschäfte und lange Schlangen	190
Tauschhandel, Schwarzmarkt und neue Moral	196

Kapitel 5:
Die eigenen vier Wände
215

Zerstörungen und Beschlagnahmungen	216
Einquartierungen	221
Verlust des Zuhauses	225
Jüdische Erfahrungen	229
Enge, Kälte, Dunkelheit	240
(Öffentliches) Bauen und Wohnungsmarkt	246

Kapitel 6:
Arbeiten für den Feind
253

Ausgangslagen	254
Unfreie Arbeit: Pflicht und Zwang	258
Arbeitsdeportationen	265
Arbeitsalltage	281

Kapitel 7:
Papiere, Papiere, Papiere
301

Entmündigte Staatlichkeit	302
Schwache Besatzungsverwaltungen?	305
Von «Aufsichtsverwaltungen», «Frontmännern» und «neuen Kräften»	307
Lokale Behörden: Einheimische Diener ihrer deutschen Herren?	321
Auf dem Amt: Schlange-Stehen, Papierkrieg, Willkür	342

Kapitel 8:
Dazugehören-Wollen
357

Alte Monarchien, «Neues Europa» und die Frage nach dem Umgang mit den Machtverhältnissen	359
Nationale Einheitsorganisationen, rechtsextreme Bewegungen und die Werbungen zur Waffen-SS	362
Der «Ostraum» als Kolonialprojekt: Siedlung und Germanisierung	373
Besatzung und die (enttäuschten) Hoffnungen auf Eigenstaatlichkeit	381
Freizeit, Zugehörigkeit und das Aushandeln von «Normalität»	386

Kapitel 9:
Ausgeschlossen-Werden
405

Frühe jüdische Erfahrungen	407
Schrumpfende Räume	411
Unsichtbar-Werden	420
Die Sichtbarkeit der Shoah	431

Kapitel 10:
Nein-Sagen
447

Kinos und Kneipen, Witze und patriotische Kleidung	451
Streiks und Sabotage	461
Bewaffneter Widerstand	467
Jüdisches Nein-Sagen	479

Kapitel 11:
Gewalt – und die neue soziale Ordnung
unter Besatzung; ein Epilog
489

Anhang

Anmerkungen	509
Quellen- und Literaturverzeichnis	586
Abbildungsverzeichnis	651

Einleitung

Besatzung, so sinnierte Jean-Paul Sartre im November 1944, als Paris schon befreit, aber der Zweite Weltkrieg noch nicht zu Ende war, sei ein «verstecktes Gift», das «Entmenschlichung» bewirke und «Versteinerung». Oft sei sie gar «schrecklicher als Krieg», weil die Menschen «in dieser zweideutigen Lage wirklich weder *handeln* noch nur *denken* [kursiv i. O.]»¹ können. Ein deutsches Lesepublikum mögen solche Sätze erstaunen, wie überhaupt ein Buch über Besatzung, ist es doch der Krieg, der hierzulande eine der zentralen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts ausmacht: Millionen von Männern – Väter, Söhne, Ehemänner, Geliebte – wurden in den sechs langen Jahren zwischen 1939 und 1945 eingezogen. Die Opfer, die unter ihnen zu beklagen waren, waren hoch; viele überlebten nicht. Hatten sich in den ersten Jahren des Krieges die Daheimgebliebenen oft genug an einer Armee berauscht, die scheinbar mühelos, geradezu «blitzartig», von Sieg zu Sieg eilte, und sich über die Pakete voller Köstlichkeiten gefreut, die die Männer von ihren Einsatzorten nach Hause schickten – «aus Paris kamen Pakete mit betörender Seife, aus Polen trafen Schmalzkonserven ein, aus Norwegen dunkelroter Rentierschinken und aus Griechenland Korinthen»², wie sich der Schriftsteller Siegfried Lenz erinnerte –, änderte sich die Lage spätestens mit der Kriegswende von Stalingrad: Die Verluste waren beträchtlich, und sie stiegen. Anderthalb Jahre später, im Sommer 1944, starben an der Ostfront Tag für Tag mehr als 5000 Mann.³

Angesichts der hohen Zahl von Gefallenen und Vermissten sah sich die deutsche Gesellschaft schon am Ende des Krieges als Opfer des NS-Regimes.⁴ Hinzu kam der alliierte Bombenkrieg. Irritiert nahmen etwa einrückende US-Truppen zur Kenntnis, dass sich die Einheimischen bei ihnen darüber beschwerten, nicht alle hätten Schuld an Hitler, aber nun müssten alle ohne Unterschied leiden.⁵ Als in späteren Jahren nach und nach die Einsicht wuchs, dass diese Sicht der Dinge zu kurz griff, verdich-

tete sich die historische Lernerfahrung in den Überzeugungen «Nie wieder Krieg» und «Nie wieder Auschwitz».⁶

Dazu hat auch die geschichtswissenschaftliche Forschung beigetragen. Nachdem lange vor allem die Friedensjahre des Nationalsozialismus im Vordergrund ihres Interesses standen, rückten nach dem Fall des Eisernen Vorhangs mit der Öffnung der Archive in Osteuropa quellengesättigte Studien deutsche Akteure an den Orten der Massenverbrechen in den Mittelpunkt. Dies half, das Wissen über deutsche Besatzungsverwaltungen und ihr Personal, über sein Handeln und dessen ideologischen Hintergrund sowie die Herkunftsgesellschaft der Täter zu vertiefen.⁷ Viele dieser Studien lassen sich zudem auch als historiographische Antwort auf die zuvor nur begrenzt erfolgte juristische Aufarbeitung lesen.

Unter dem Leitbegriff des Kriegs richtete sich der Blick der Forschung vor allem auf die eigene, deutsche Geschichte. Dies entspricht immer noch den Erfahrungen des Großteils der bundesdeutschen Gesellschaft. Im Unterschied dazu stellt für viele europäische Gesellschaften neben dem «Krieg» vor allem auch «Besatzung» einen zentralen Begriff dar. Anders als in Deutschland gehört für die Menschen dieser Länder zu den zentralen Erfahrungen, dass die eigentlichen Kriegshandlungen oft eher kurz waren, die Besatzung dagegen lang. Das gilt etwa für Polen: Die Kämpfe dauerten rund fünf Wochen, die Besatzung sechs lange Jahre. Noch markanter fällt der Befund für die Niederlande aus: Gekämpft wurde nur wenige Tage, die Besatzung währte fünf Jahre.

Mit gewissen Einschränkungen gilt dieser Befund auch für die Sowjetunion. Zwar ist richtig, dass sie nie als Ganze besetzt war. Doch die belarussische Hauptstadt Minsk wurde schon am 28. 6. 1941 erobert, wenige Tage nach dem deutschen Überfall auf die UdSSR. Nach zweieinhalb Wochen hatten deutsche Truppen Litauen und Lettland eingenommen und standen tief in Estland. Gleichzeitig wurde die nördliche Hälfte von Belarus besetzt. Auch das etwa zweihundert Kilometer weiter östlich liegende Mahiljou (im Deutschen besser unter der aus dem Russischen stammenden Schreibung Mogilew bekannt) war bald in deutscher Hand. Das russische Smolensk, das als Tor nach Moskau galt, fiel kurz darauf. Das damalige Leningrad, heute St. Petersburg, wurde am 8. September eingeschlossen, Mitte September die ukrainische Hauptstadt Kyjiw besetzt.⁸ Bevor der deutsche Feldzug zum Stocken kam, wiederholte sich bei der Besatzung ein ähnliches Bild: Nach den schnellen Einnahmen zogen

die Kampfverbände weiter, nur geringe sog. Sicherungsverbände blieben zurück; sie begleiteten den Aufbau von Besatzungsinstanzen. Je westlicher daher die Gebiete innerhalb der Sowjetunion lagen, desto mehr gilt auch hier: Die Kämpfe waren kurz, die Besatzung lang. Das Muster bricht sich erst im Osten der Ukraine. Charkiw etwa erreichte die Wehrmacht im Oktober 1941. Dann blieb der deutsche Vormarsch stecken und die Front ging mehrfach über die Stadt hinweg. Festhalten lässt sich aber, dass anders als für Deutschland für viele ehemals okkupierte Länder gerade das Besetzt-(gewesen-)Sein eine zentrale Kriegserfahrung darstellt. Dies hebt etwa auch Anna Reznikova hervor, die Oral-History-Projekte ausgewertet hat: Nicht der Kriegsbeginn oder die Deportation zur Zwangsarbeit stellte für die Mehrzahl der Befragten den Bruch in ihrem Leben dar, sondern der Beginn der Besatzung.⁹

Das Besetzt-(gewesen-)Sein als zentrale Kriegserfahrung spiegelt sich auch in den Opferzahlen wider. Schätzungen gehen von rund 36,5 Millionen Toten in Europa zwischen 1939 und 1945 aus kriegsbezogenen Gründen aus; das entspricht der gesamten Einwohnerzahl von Frankreich am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. In diese Zahlen nicht eingerechnet sind diejenigen, die aus natürlichen Gründen starben, und auch keine Schätzung der Kinder, die nicht geboren wurden. Nicht nur sind die Zahlen insgesamt erschütternd hoch. Erschütternd ist auch, dass die Zahl der zivilen Opfer mehr als die Hälfte der Gesamtzahl ausmacht: Mindestens 19 Millionen, darunter auch die sechs Millionen Opfer der Shoah. Und: In den ehemals besetzten Ländern übertraf die Zahl der zivilen Opfer die der militärischen. Mit anderen Worten: In der Sowjetunion, in Polen, Jugoslawien, Griechenland, Ungarn, Frankreich, den Niederlanden, Belgien und Norwegen überwiegen die zivilen Opfer. Wenn man bedenkt, dass die Kriegshandlungen kurz, die Besatzung aber lang war, ergibt sich daraus auch, dass es sich bei diesen zivilen Opfern in sehr vielen Fällen um Opfer von deutscher Besatzungsgewalt handelt. Auch dies macht klar, warum «Besatzung» eine zentrale Erfahrung vieler unserer europäischen Nachbar:innen ist. Anders dagegen sah es in Deutschland (und Großbritannien) aus: Hier überwiegen die militärischen Verluste.¹⁰ Schon allein diese Dimensionen lassen es angezeigt erscheinen, sich verstärkt mit der Besatzung zu befassen.

Dabei ist es wichtig, im Hinterkopf zu haben, dass Besatzung sich nicht im Militärischen erschöpft. Vielmehr gehört es zu den Kennzeichen

jeder Okkupation, und so auch jener des Zweiten Weltkriegs, dass sie als kriegsinduzierte Fremdherrschaft zu verstehen ist.¹¹ Auf den Seiten der Besetzten geht sie mit Entmündigung von Staatlichkeit einher¹²; auch deshalb ist zwischen Kriegs- und Besatzungsgesellschaften zu unterscheiden.¹³ Ferner ist Besatzung regelmäßig, und so auch im Zweiten Weltkrieg, mit der physischen und/oder regulativen Präsenz der Besatzer verbunden. Eine Folge dieser Präsenz war, dass Besatzer und Angehörige besetzter Gesellschaften direkt oder indirekt miteinander interagierten. Asymmetrisch wie das Verhältnis war (und in der Gegenwart vielfach ist) – schon allein weil die eine Seite Waffen trug, was der anderen strikt untersagt war – erfolgte diese Interaktion nicht «auf Augenhöhe». Aber auch asymmetrische Interaktion ist Interaktion.

Zudem: Von der deutschen Besatzung in den Jahren des Zweiten Weltkriegs waren sehr viele Menschen betroffen. Auf dem Höhepunkt der deutschen Herrschaftsexpansion lebten zwischen Nordnorwegen und den griechischen Mittelmeerinseln sowie zwischen der französischen Atlantikküste und Gebieten tief im Inneren der damaligen Sowjetunion 230 Millionen Menschen unter deutscher Okkupation.¹⁴ Tony Judt spricht daher davon, dass diese Menschen den Zweiten Weltkrieg als «war of occupation» erlebten, als «Besatzungskrieg»¹⁵. Das heißt auch, dass in den von NS-Deutschland besetzten Ländern, von Frankreich bis zur Ukraine, von Norwegen bis nach Griechenland, der Zweite Weltkrieg «vor allem eine Erfahrung von Zivilist:innen»¹⁶ darstellt.

Es sind diese Erfahrungen von Zivilpersonen überall in Europa, die dieses Buch behandelt. Seine zentrale Frage lautet: Was bedeutete es für Millionen von Einheimischen, Jüd:innen wie Nichtjüd:innen, unter deutscher Besatzung zu leben? Zwar stellten sich die deutschen Besatzer in ihren Fotoalben oft als Touristen dar und zeigten sich beim Betrachten französischer Kathedralen, beim Sonnenbaden oder beim Skifahren im verschneiten Norwegen.¹⁷ In den besetzten Ländern wussten die Einwohner:innen jedoch sehr bald: Die Deutschen waren als Eroberer gekommen und machten sie zu Besiegten, zu Unterworfenen.

Die Antwort auf die Frage, was es bedeutete, unter deutscher Besatzung zu leben, hat somit aus der Perspektive der Einheimischen viel damit zu tun, dass sie die Verlierer eines gegen ihre Staaten geführten Angriffskriegs waren. Mit der Niederlage fanden sie sich in einer Situation wider, in die sie unfreiwillig geraten waren und deren Ausgestaltung sie

allenfalls peripher beeinflussen konnten. Zugleich, und das wird die vorliegende Monographie für viele Lebensbereiche zeigen, ließ sich Besatzung kaum ignorieren. Vielmehr mussten sich Menschen zu ihr tagtäglich verhalten. Es ist daher das Anliegen dieses Buches, Besatzung als zivile Erfahrung verstehbar zu machen. Dies bedeutet auch, ihre sozialen Auswirkungen zu beleuchten und sie als gesellschaftlichen Prozess ernst zu nehmen, der vielfältige Dynamiken freisetzte, soziale Spannungen auslöste und ganze Gesellschaften unter Stress setzte.

Dies ist ein wissenschaftliches Buch. Doch möchte ich über die Fachkreise hinaus ein breiteres Publikum erreichen, weil die hier beschriebenen Phänomene erinnerungspolitisch nach wie vor bedeutsam sind, nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer veränderten Sicherheitsordnung seit dem umfassenden russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Dieses Anliegen hat Auswirkungen für die gewählte Darstellungsform und den Umgang mit der wissenschaftlichen Methodik. Während ich einerseits bestrebt bin, anschaulich und nahe am Erleben der Zeitgenoss:innen zu erzählen, sind die Ausführungen zugleich methodisch informiert. Die Methode wird die Darstellung tragen, ohne sich in den Vordergrund zu schieben. Eher blitzt sie immer mal wieder auf. Hier sei sie kurz vorgestellt.

Diese Monographie bietet eine Alltagsgeschichte besetzter Gesellschaften.¹⁸ Im Mittelpunkt stehen daher die Erfahrungen, Wahrnehmungen und Selbstdeutungen von Angehörigen dieser Gesellschaften sowie die Frage nach ihren Handlungsmöglichkeiten, ihrer *agency*. Selbstverständlich unterschieden sich Wahrnehmungen, Selbstdeutungen und Handlungsoptionen je nach Zeitpunkt der Besatzung, nach Ort, nach sozialer Zugehörigkeit, nach Perzeptionen der Besatzer – ob, in NS-Sprache, jemand als Angehöriger der «nordischen Rasse» oder «unnützer Esser» wahrgenommen wurde – und auch nach den deutschen Verfolgungsabsichten gravierend. Eine wohlhabende Bäuerin an der Loire verfügte über andere Ressourcen und Optionen, ihren Alltag unter Besatzung zu gestalten, als ein pensionierter Bibliothekar in Minsk oder eine polnische Jüdin, die als Mutter kleiner Kinder in ein Ghetto gepfercht worden war und deren Mann Zwangsarbeit leisten musste.¹⁹

So vielfältig die Unterschiede zwischen ihnen waren, so verband sie doch, dass sie sich mit der Präsenz der Besatzer auseinandersetzen mussten: Mit ihrer regulativen Präsenz, die Ausgangssperren festlegte, das Hören ausländischer Radiosender untersagte und vielfältige Kontrollen

installierte, oft genug aber auch mit ihrer physischen Präsenz, durch Einquartierungen, wenn die Besatzer Zugang zu Wohnungen und Häusern forderten oder Razzien durchführten. Hier ist in Beispielen angesprochen, was weiter oben schon grundsätzlich dargelegt worden ist: Okkupation beruht auf direkten und indirekten Interaktionen zwischen Besatzern und Besetzten (wobei beide Gruppen in sich keineswegs homogen sind). In anderen Worten: Besatzungsherrschaft basiert, wie Herrschaft insgesamt, auf einem bestimmten Typus von Sozialbeziehungen; sie ist eine Form der sozialen Praxis.²⁰

Diesem Verständnis von Herrschaft liegt die Denkfigur des Kräftefeldes zugrunde.²¹ Ein Kräftefeld «situieret» Akteur:innen, unterstellt ihnen dabei aber weder Autonomie noch determiniert es sie. Vielmehr stehen ihre Kapazitäten, auf Anreize wie Zumutungen im Austausch und in Auseinandersetzung, auch in Konfrontation mit anderen, die ebenfalls in diesem Feld manövrieren, zu reagieren, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Damit kommt auf der Seite der Besetzten die Vielfalt der Verhaltensweisen im Umgang mit Besatzung in den Blick, ihre Ressourcen, Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen gegebener Situationen.

Wie bereits dargelegt, ist Okkupation stark durch Asymmetrien geprägt, weil Besatzer nicht nur bewaffnet waren, sondern häufig auch von ihren Waffen Gebrauch machten. Die Forschung hat vielfach den verbrecherischen Charakter des Zweiten Weltkrieges herausgearbeitet, der im Osten und Südosten Europas als weltanschaulich motivierter Vernichtungskrieg geführt wurde.²² Gewaltandrohung und -ausübung waren auf den osteuropäischen *killing fields*²³ Teil der Erfahrung der Besetzten. Doch auch wer nicht von direkter Gewalt betroffen war, hatte vielfach von Ausschreitungen gehört, wusste von brutalen «Strafmaßnahmen», war ggf. bedroht worden und fürchtete für sich und seine Lieben, Opfer von Gewalt zu werden.

Gewalt war gerade im östlichen Europa so allgegenwärtig, dass Doris Bergen festhält, für die Einheimischen habe es «no option of non-involvement»²⁴ gegeben. Je mehr sich der Krieg dem Ende zuneigte und je offenkundiger die deutsche Niederlage bevorstand, umso gewalttätiger wurde die deutsche Besatzungsherrschaft aber auch im Westen und Norden des Kontinents. Zudem: Auch wenn Gewalt in Osteuropa die deutsche Besatzung von Anfang an begleitete und sich gegen die einheimischen Bevölkerungen grundsätzlich richtete, waren bestimmte

Gruppen besonders gefährdet, vor allem Jüd:innen, aber auch Rom:nja, Sinti:zze, Angehörige der Roten Armee in deutscher Kriegsgefangenschaft, psychisch kranke Menschen und viele weitere.²⁵ Allgemeiner formuliert lässt sich festhalten, dass Gewalt selten «weit weg» war. Vielmehr lauerte sie oft genug gewissermaßen hinter der nächsten Ecke. Es wird daher immer wieder von «Kippmomenten»²⁶ die Rede sein, die sich in Episoden zeigen, die mit einem vermeintlich harmlosen Gang in die Kneipe, mit einem deutschen Soldaten als Kunden in einem Geschäft oder mit einer eigentlich banalen Situation im Straßenverkehr begannen und mit der Ausübung von Gewalt endeten.

Es ist nicht zuletzt das Wissen um solche «Kippmomente», die Erfahrung, dass fast beliebige Situationen «glimpflich», aber auch «tödlich» ausgehen konnten, das ein Empfinden von Bedrohung erzeugte. Bedrohungen, so argumentieren Ewald Frie und Boris Nieswand, sind als Selbstalarmierungen aus sozialer Ordnung heraus zu verstehen. Die Selbstalarmierungen gehen mit Distanzverlust und Emotionalisierung einher und versetzen Menschen in einen anderen Operationsmodus. Als soziale Dynamik transportieren Bedrohungen individuelle Affekte auf eine Kollektivebene.²⁷ Damit einher gehen Identifikationsanforderungen. Ein bedrohtes «Wir» wird von einem oftmals bedrohlichen «Sie» abgegrenzt, worin sich der Gegensatz zwischen «Besetzten» und «Besatzern» erkennen lässt. Das Buch wird daher zeigen, wie Zonen der Neutralität angesichts der angedrohten und ausgeübten Gewalt schrumpften.

Die andauernde Bedrohung von vertrauten Lebensumständen veränderte auch die soziale Ordnung, wie Menschen sie bis zur Besatzung gekannt hatten. Ihren Alltag erlebten die Betroffenen daher zumeist als Krise²⁸: Normalitätsannahmen wurden fraglich, Verhaltenserwartungen und Routinen unsicher, Verlässliches korrodierte, während Empfindungen von Recht- und Schutzlosigkeit sich ausbreiteten. Besatzungsgesellschaften erweisen sich somit als Gesellschaften, deren Ordnungen massiv bedroht sind und die dadurch in erheblichem Maße unter Stress stehen.²⁹ Wie andere Gesellschaften unter Gewaltbedingungen scheinen auch sie anomisch zu zerfallen, als wären die durch Sitten, Gebräuche und Vorschriften vorgegebenen Regeln des sozialen Handelns außer Kraft gesetzt. Tatsächlich jedoch werden Vertrauen und Misstrauen neu arrangiert, stellen sie doch, so Jan Philipp Reemtsma, «Strategien des Sicheinrichtens im Unübersichtlichen» dar.³⁰

Besatzung, so hatten wir weiter oben festgehalten, war vor allem eine Erfahrung von Zivilist:innen. Nach ihren Wahrnehmungen, Selbstdeutungen und Handlungsoptionen zu fragen, heißt daher vor allem, Strategien des Sicheinrichtens im Unübersichtlichen in den Blick zu nehmen: Wie gingen Menschen mit der Bedrohung um, wie begegneten sie der Ungewissheit? Was half ihnen, zu überleben? Wie verhielten sie sich den Besatzern gegenüber, wo suchten sie Orientierung?³¹ Und auch: Welche Gefühle hegten sie? Tatsächlich käme wohl kein Roman oder Film über die Kriegs- und Besatzungsjahre auf die Idee, auf die Darstellung von Emotionen zu verzichten. Nun gelten für wissenschaftliche Bücher andere Regeln als für Belletristik oder Populärkultur, doch lässt sich festhalten, dass eine Emotionsgeschichte der Besatzung erst in den Anfängen steckt.³² Aber die neue soziale Ordnung, die unter Okkupation entstand, prägte die Menschen schon bald auch emotional, so dass sich mit Barbara Rosenwein fragen lässt, welche *emotional communities* entstanden. Mit diesem Begriff bezeichnet sie Gemeinschaften, deren Angehörige die gleichen Normen und Werte emotionalen Verhaltens teilen, damit aber häufig quer zu anderen Zugehörigkeiten liegen, wie etwa Klasse oder Geschlecht.³³

Damit sind die wesentlichen methodischen Bausteine dieser Alltags- und Erfahrungsgeschichte besetzter Gesellschaften benannt. Um diese Geschichte zu schreiben, kann ich auf umfangreiche Quellenbestände und eine ausdifferenzierte Sekundärliteratur in deutscher, englischer, französischer, polnischer, tschechischer und slowakischer Sprache zurückgreifen. Insgesamt ist vor allem die deutsche Seite der Interaktion zwischen Besatzern und Besetzten gut erforscht. Substantielle Studien haben vor allem die Institutionen und Strukturen deutscher Akteure untersucht und den Blick auch auf die deutsche Herkunftsgesellschaft gerichtet. Die Besatzungsforschung verdankt ihnen nicht zuletzt profunde Kenntnisse zur hohen Formenvielfalt von Okkupation in den Kriegsjahren.³⁴

Besonders hervorzuheben, auch jenseits des Zweiten Weltkriegs, sind dabei Militärverwaltungen. Als typische Form von Besatzung werden sie nach Kriegen üblicherweise bis zum Abschluss eines Friedensvertrages etabliert. In den Jahren des Zweiten Weltkriegs unterstanden Belgien, der Norden Frankreichs, Serbien und Teile Griechenlands sowie nicht unerhebliche Gebiete der Sowjetunion einer militärischen deutschen Besatzungsverwaltung. Daneben treten die als spezifisch nationalsozialistisch anzusprechenden zivilen Besatzungsverwaltungen. Dazu gehören das Ge-

neralgouvernement sowie die Reichskommissariate. Sie wurden in den Niederlanden, Norwegen und in den westlichen Territorien der Sowjetunion implementiert. Während das Reichskommissariat Ostland vor allem das Baltikum und den Westen von Belarus umfasste, erstreckte sich das Reichskommissariat Ukraine auf den Süden von Belarus und die ukrainischen Gebiete bis zum Dnjepr.³⁵

Besatzung konnte zudem auch die Voraussetzung für Annexionen bilden. So wurden die westlichen Gebiete Polens annektiert und ins Deutsche Reich eingegliedert; weitere Annexionen betrafen minderheitendeutsche Gebiete der Tschechoslowakei 1938 (das sog. Sudetenland), «Memel» in Litauen 1939 sowie 1940 Elsass-Lothringen und belgische Grenzgebiete.³⁶ Das Protektorat Böhmen und Mähren stellt einen Sonderfall dar. Die Militärverwaltungen, die typisch nationalsozialistischen Zivilverwaltungen und die Annexionen – zumeist mit dem Ziel einer «Germanisierung» der betreffenden Gebiete – bildeten die drei zentralen Formen von Besatzungsverwaltung. Der Vollständigkeit halber seien auch die Auftragsverwaltungen erwähnt, wie es sie in Dänemark bis 1943, in Griechenland und in Ungarn ab 1944 gegeben hat.³⁷

Die Forschung hat zudem zeigen können, dass bei aller Vielfalt der Formen, ungeachtet von Ressortegoismen und obwohl eine spezifische zentrale Steuerungsinstanz fehlte, die Besatzungspolitik durch einen hohen ideologischen Konsens der NS-Führung in Berlin und der Instanzen «vor Ort» zusammengehalten wurde.³⁸ Konzipiert als Tätergeschichtsschreibung³⁹ hat diese Forschung, in dem Bemühen, das Ausmaß der Verbrechen aufzuzeigen, häufig eine Geschichte der großen Zahlen geschrieben. Den Überlebensstrategien der Besetzten wurde dagegen lange nur ein nachgeordneter Stellenwert zugewiesen; so die Beobachtung in Polen.⁴⁰ In dieser Perspektive erschienen die Angehörigen einheimischer Bevölkerungen vielfach als diejenigen, die deutschem Gewalthandeln ausgesetzt waren, weniger als Akteur:innen, die sich ihrerseits gegenüber den Deutschen verhalten mussten, die handelten. Und: Die Geschichte der großen Zahlen «vereinzelt» die Besetzten in den Listen der Opfer. Dies verstellt den Blick auf die sozialen Bezüge, sowohl hinsichtlich der gesellschaftlichen Auswirkungen als auch der Beziehungen zwischen den Einzelpersonen, zwischen denen sehr basale Zugehörigkeiten bestanden: Menschen waren von all diesen Verfolgungsmaßnahmen und Eingriffen in ihre Alltage als Männer, Frauen und Kinder unterschiedlichen Alters,

und damit als Mütter und Väter, Töchter und Söhne, Geschwister und Großeltern, Nachbar:innen und Kolleg:innen sowie in einer Vielzahl anderer Sozialbeziehungen betroffen, aber auch als ganze Gesellschaften.⁴¹

Es sind die Nationalhistoriographien der ehemals besetzten Länder, die stärker den Blick auf diese Gesellschaften lenken. Da man erlebt hatte, dass Krieg und Besatzung für Staat und Gesellschaft eine existentielle Bedrohung darstellten, nahm hier seit den frühen Nachkriegsjahren in der Historiographie wie im kollektiven Gedächtnis die Betonung des Siegs über NS-Deutschland einen prominenten Platz ein, erzählt als politische Geschichte einer (Selbst-)Befreiung, in der dem Widerstand eine wichtige Rolle zukam.⁴² Exemplarisch nachvollziehen lässt sich dies an der französischen Historiographie. Tatsächlich wurde die Geschichte der Résistance, um mit Robert Gildea zu sprechen, vielfach als Geschichte der «guten Franzosen» geschrieben; die Gesellschaft habe entweder in der Résistance gekämpft oder diese mit ganzem Herzen unterstützt.⁴³ Eine solche Sicht ging auf Entwicklungen in den 1950er und 1960er Jahren zurück, als das Verständnis des Widerstands eine solche Ausweitung erfuhr, dass es schließlich große Teile der Gesellschaft umfasste, einschließlich einiger Vertreter des Vichy-Regimes. Die Résistance konnte so zum Kern der französischen Nachkriegsidentität werden.⁴⁴ Diese Sicht der Dinge ist mittlerweile einem differenzierteren Blick gewichen,⁴⁵ doch lässt sie sich in Varianten in vielen europäischen Ländern, vor allem in den ersten Nachkriegsdekaden, beobachten.⁴⁶

Mit der Meistererzählung von Widerstand und (Selbst-)Befreiung, die den «guten» und gewissermaßen «wahren» Franzosen, Polen, Ukrainern, Norwegern galt (die Reihe ist fortsetzbar und stellte lange vor allem männliche Kämpfer in den Vordergrund), ging als Gegenbegriff jener der Kollaboration einher. Seine spezifische Prägung erhielt er durch die Radioansprache des französischen Staatschefs Pétain am 30. Oktober 1940, als er davon sprach, dass er «im Rahmen einer konstruktiven Rolle in der neuen politischen Ordnung Europas den Weg der *collaboration* einschlagen» wolle.⁴⁷ Mit den deutschen Besatzern zusammengearbeitet, kollaboriert, habe gleichwohl nur eine kleine Gruppe, so die Meistererzählung weiter, und sei dadurch zu Verrätern an der Nation geworden. Ihnen galten daher noch während des Besatzungs Attentates des Widerstandes und nach dem Krieg Retributionsprozesse. Der Begriff der Kollaboration ist daher sowohl juristisch als auch moralisch in hohem Maße aufgeladen, was ihn

als analytischen Begriff wenig brauchbar erscheinen lässt, da er das Ergebnis der Analyse immer schon in sich trägt: Den Verrat. Gleichwohl hat er, nicht zuletzt in der englischsprachigen Forschung, in der die Konnotation «Verrat» weniger offensichtlich ist, Verwendung gefunden. Dies wird in den letzten Jahren mehr und mehr problematisiert.⁴⁸ Diese Studie spricht daher von unterschiedlichen Formen der Zusammenarbeit, nicht aber von «Kollaboration», weil das Handeln und die Deutungen der Akteur:innen der Zeit im Vordergrund stehen sollen; sie gilt es nachzuvollziehen und im analytischen Sinne zu verstehen.

In europäischer Perspektive lässt sich somit festhalten, dass der Fokus lange zumeist entweder auf den Besatzern oder den Besetzten lag und auch die wissenschaftliche Sprache von bestimmten Vokabularen geprägt war, dass dagegen weit seltener die direkten oder indirekten, aber fast immer asymmetrischen Interaktionen thematisiert worden sind, die im Zentrum dieses Buches stehen. Dazu stehen in den europäischen Archiven, besonders auf den dezentralen Ebenen der Regionen und Städte, umfangreiche Quellenkorpora zur Verfügung. Eine wichtige Rolle spielen dabei Ego-Dokumente wie Tagebücher, Briefe, Memoiren und alle Arten von privaten Aufzeichnungen. Sie sind teils in gesonderten Sammlungen wie etwa im NIOD, dem Niederländischen Institut für Kriegs-, Holocaust- und Genozidstudien, überliefert, liegen, wenn es sich um die Erfahrungsberichte jüdischer Personen handelt, aber auch in wachsender Zahl in Buchform vor.

Dieser Gruppe ist gemeinsam, dass sie Versuche darstellen, existentielles Bedroht-Sein in Worte zu fassen. Sie geben somit Aufschluss über Deutungen und helfen auch, Handlungsspielräume, nicht zuletzt mit Blick auf die Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Personen, zu beschreiben und zu analysieren. Gerade das Schreiben eines Tagebuchs stellt, so Janosch Steuer, «eine zentrale Technik der Erfahrungsverarbeitung» dar und dient damit auch der Selbst- und Weltkonstitution, wie etwa die Lektüre des Tagebuchs von Hélène Berr zeigen wird. Shoshana Feldman und Dori Laub haben schon früh betont, dass Ego-Dokumente insgesamt nicht so sehr «a mode of *statement of*, but rather [...] a mode of *access to* a truth [kursiv jeweils i. O.]» darstellten.⁴⁹ Dies spitzt die Überlebende Eva Romano noch zu, die über ihre eigenen Memoiren sagte, diese könnten weder die umfassende Angst und den Horror vermitteln, die sie in den Jahren 1939 bis 1942 erlebte, noch die Verzweiflung

und Einsamkeit, die sie nach der Trennung von ihren Eltern 1942 empfunden habe.⁵⁰

Zugleich ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass auch Ego-Dokumente, so «authentisch» und «unmittelbar» sie uns auch erscheinen mögen, immer schon eine soziale «Verarbeitung» durchlaufen haben: Sie stellen nicht das «Geschehen» oder «Erleben» an sich dar, sondern sind Erzählungen des Erlebten und damit Deutungen, die sich, gerade wenn sie veröffentlicht worden sind, an ein Publikum wenden, Zeugnis ablegen wollen und bei aller Individualität in dem, was sie für sagbar halten, wovüber sie schweigen oder in der Wahl von Form und Stil immer schon in Wissensbestände eingebettet sind, die der individuellen Wahrnehmung und Deutung vorausgehen.⁵¹

Alltag unter Besatzung spiegelt sich jedoch nicht nur in Ego-Dokumenten wider, sondern darüber geben viele weitere Quellengruppen in großer Bandbreite Auskunft. Unter anderem zählen dazu Verwaltungsschriftgut, das zentrale Regelungen für Arbeit, Wohnen, Lebensmittelversorgung und andere Lebensbereiche aufstellte, Polizei- und Justizakten, die örtliche (Besatzungs-)Presse, Plakate, Eingaben an die Behörden, Denunziationsschreiben und Leser:innenbriefe. Über rund zehn Jahre durfte ich ein übergreifendes europäisches Forschungs- und Editionsprojekt leiten, an dem Kolleg:innen aus allen ehemals besetzten Ländern (und darüber hinaus) beteiligt waren, in der Summe rund 120 Personen. Der Kern der gesammelten Quellen hat Eingang in die gedruckte Edition «*Fighting Hunger, Dealing with Shortage. Everyday Life under German Occupation in World War II Europe*» sowie in das Portal «*Societies under German Occupation*» gefunden.⁵² Von dieser Sammlung und ihrer vorbereitenden Sichtung großer Archivbestände hat diese Monographie sehr profitiert ebenso wie vom inspirierenden kollegialen Austausch, der mich auch mit den Ergebnissen internationaler Forschungsdiskussionen vertraut gemacht hat.

Damit ist eine solide Grundlage vorhanden, um dem Anliegen dieses Buches nachzugehen: Was bedeutete es für Menschen überall in Europa, unter deutscher Besatzung zu leben? Die einzelnen Kapitel stellen daher zentrale Dimensionen des Erlebens von Okkupation in den Mittelpunkt, und dies in europäischer Perspektive. Folgerichtig geht es zunächst darum, was es bedeutete, besetzt zu werden, wie sich der Erstkontakt mit «den Deutschen» gestaltete und welche Befürchtungen sich damit ver-

banden. Das zweite Kapitel wirft dann einen Blick auf die besetzten Gesellschaften und fragt nach den Unterschieden zu Friedensgesellschaften. Es stellt heraus, dass unter Besatzung einheimische junge Männer und solche mittleren Alters vielfach abwesend sind, so dass Frauen, Kinder und Alte zahlenmäßig überwiegen. Daraus erwachsen vor allem für Frauen enorme Belastungen, da sie nun für den Unterhalt und alle Belange ihrer Familien allein und unter schwierigen Rahmenbedingungen zuständig waren. Zugleich gerieten, vor allem an den Stationierungsorten deutscher Truppen, Geschlechterverhältnisse ins Rutschen, weil – anders als in Kriegsgesellschaften – fremde, d. h. deutsche Männer, Soldaten wie Zivilisten, in hoher Zahl anwesend waren, oft sogar die einheimische Bevölkerung überwogen. Dies führt zum Gegenstand des dritten Kapitels, das die Besatzer und ihre Maßnahmen in den Mittelpunkt stellt, die Anspannung, die diese auslösten, und die Bedrohungsgefühle, die sie erzeugten.

Es folgen drei Kapitel zu den Auswirkungen von Besatzung im Alltag – im Bereich der Versorgung (die sich überall in Europa verschlechterte), der Wohnsituation (die durch eine enorme Verknappung des Wohnraums gekennzeichnet war) und der Arbeitsmärkte (geprägt durch die Indienstnahme von Millionen von Menschen im Rahmen von Arbeitspflicht und Zwangsarbeit). Zu den alltäglichen Beschwerden trat eine Vielzahl von Anweisungen, Verordnungen und Verboten der Besatzer, die oft auch für kleinste Übertretungen empfindliche Strafen verhängten. Ausfluss dieser deutschen Kontrollwut war die Notwendigkeit, eine schier unendliche Vielzahl von Papieren zu besorgen, bei sich zu führen und ständig aktuell zu halten. Zudem waren die deutschen Anweisungen oft nicht kohärent: Manche Genehmigungen konnten nur bei Bezirksbehörden beantragt werden; dorthin zu gelangen, setzte aber eine Reiseerlaubnis voraus, für die örtlich kein Antrag gestellt werden konnte. Es waren nicht zuletzt solche Konstellationen, die Tor und Tür für Denunziationen öffneten, die das Vertrauen innerhalb der besetzten Gesellschaften unterminierten. Diesem Komplex geht das siebte Kapitel nach.

Schließlich sind die drei verbleibenden Kapitel mit «Dazugehören», «Ausgeschlossen-Werden» und «Nein-Sagen» überschrieben. Das erste dieser drei Kapitel, das achte in der Gesamtzählung, nimmt als Ausgangspunkt die weitverbreitete Einschätzung in den besetzten Ländern, dass mit dem Ende der Kampfhandlungen der Krieg vorbei sei. Viele Tagebuchschreiber:innen machten sich daher Gedanken, wie lange sie unter

deutscher Herrschaft würden leben müssen und welche Anpassungsstrategien angezeigt seien. Deutsch-Lernen etwa gehörte dazu. Das Kapitel beleuchtet auch die Frage, für wen das «Neue Europa» der Nationalsozialisten attraktiv war, wer dazu gehören wollte und sich etwa in die nicht-deutschen Einheiten der Waffen-SS werben ließ. Genauso meint «Dazu gehören» aber auch jene Formen, mit denen Menschen ein Bekenntnis zu ihrer Nation auszudrücken versuchten. Dies mochte sich darin äußern, die Geburtstage von Mitgliedern des Königshauses zu feiern oder dass Hausfrauen ihren Stolz dareinsetzten, nationale Speisen auch unter Mangelbedingungen zu kochen. Auch die Teilnahme an folkloristischen Festen gehört hierher. *In nuce* zeigt gerade dieses Kapitel jene Ambivalenzen, von denen die Besatzungsjahre geprägt waren und auf die Jean-Paul Sartres Eingangszitate hingewiesen haben.

Eindeutigkeit durch Exklusion herzustellen, war dagegen das Ziel deutscher Repressionsmaßnahmen, besonders durch die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung. Gerade zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Jüd:innen sind bereits ganze Bibliotheken verfasst worden, wobei in den letzten Jahren mikrogeschichtliche Studien einen Forschungsschwerpunkt gebildet haben.⁵³ Auch im Kapitel 9 «Ausgeschlossen-Werden» geht es um die Alltagsdimensionen von Repression und Verfolgung: Was bedeutete es z. B. für Stadtgesellschaften, wenn auf einmal die jüdischen Einwohner:innen durch den gelben Stern, den sie tragen mussten, stigmatisiert wurden? Nicht nur die Betroffenen mussten damit umgehen, sondern auch alle anderen: Grüßen, gar demonstrativ, wegsehen, spotten, aufmuntern? All dies in einer Vielzahl von alltäglichen Situationen. Dieses Kapitel zeigt somit unter anderem, wie behördliche Verordnungen zu öffentlichem Bekunden von Verachtung führten, wodurch die Zivilität von Gesellschaft in Frage gestellt wurde, lange bevor das systematische Morden begann. Es analysiert Verhaltensweisen wie Kontakt-Vermeiden, Denunzieren und schließlich auch die Beteiligung an den sog. Judenjagen. Als eines der zentralen Kapitel dieses Buches ist es damit auch als Warnung zu lesen, was passiert, wenn Gruppen aus der Gesellschaft radikal ausgeschlossen werden – lange bevor Gewalt in großem Ausmaß tödlich wird.

Das zehnte Kapitel schließlich fragt nach den Formen des «Nein»-Sagens. Tatsächlich führte die Gewalt der Besatzer bzw. die allgegenwärtige Drohung mit Gewalt dazu, dass viele Strategien des Überlebens vor

allem auf Distanz-Wahrung zielten – Distanz zu den Besatzern, aber auch zum Widerstand. Dessen Aktionen lösten vielfach vor allem Angst vor deutschen Vergeltungsmaßnahmen aus. Die Unterstützung der Untergrundbewegungen war daher eine der nachdrücklichsten Formen des Nein-Sagens. Alltägliche Varianten, denen das Kapitel ebenso gilt, waren Hustenkonzerte während der obligatorischen Wochenschauen in den Kinos, das Tragen von Kokarden in Nationalfarben, das Singen patriotischer Lieder und anderes mehr.

Offensichtlich ist, dass Gewalt, ob ausgeübt oder angedroht, sich im Alltag von Menschen überall in Europa «materialisierte». Die Angst vor ihr nahm die Menschen in Beschlag und bestimmte vielfach die Erfahrungen, Wahrnehmungen und Selbstdeutungen der historischen Akteur:innen. Zwar mochte die deutsche Besatzung nicht jederzeit und an jedem Ort gleichermaßen bedrohlich und furchteinflößend sein, doch sie blieb eine Form von Herrschaft, die jederzeit auf Gewalt zurückgreifen konnte und die dadurch die Alltage von Millionen von Menschen über Monate und Jahre prägte – oft über das Ende von Krieg und Besatzung hinaus. Dies reflektiert der Epilog.

Die Kapitel sollen somit nahe an das Erleben und die Erfahrungen von Angehörigen besetzter Gesellschaften heranführen. Daraus resultiert eine Gliederung, die systematisch ist und nicht einer übergreifenden Chronologie folgt, sondern ebenjenen Erlebens- und Erfahrungsdimensionen mit ihren je eigenen Zeitfolgen. Damit ist das Buch auch keine Gesamtgeschichte *der* deutschen Besatzung und ihrer Verbrechen, einschließlich der Shoah. Davon ist vieles bekannt, gerade aus der Perspektive der Reichshauptstadt, was hier nicht erneut niedergelegt werden muss. Vielmehr sollen in Anlehnung an Dipesh Chakrabarty vertraute Perspektiven dezentriert werden⁵⁴, indem der Blick stärker den Besetzten als den deutschen Besatzern und den Interaktionen zwischen beiden gilt. Gerade die angesprochenen Ego-Dokumente zeigen die Vielgestaltigkeit der Erfahrungen der Besetzten und bewahren ein episodisches Wissen⁵⁵, das die Aufmerksamkeit auf die Realität jenseits der kontinuierstiftenden Meistererzählungen lenkt (und der Jahrestage, an denen man sich ihrer versichert). Dies ist in einer Zeit, in der Geschichte zur Waffe gemacht wird, auch erinnerungspolitisch von Bedeutung.

Diese Herangehensweise bringt es mit sich, dass sich manche Aspekte in verschiedenen Kapiteln des Buches wiederfinden. Dies gilt zum Bei-

spiel für den Generalplan Ost. Auf ihn wird im dritten Kapitel verwiesen, weil er im Osten Europas den Umgang der Besatzer mit der einheimischen Bevölkerung zentral prägte, in Kapitel 8, das zeigt, welche ideologischen Angebote attraktiv schienen und wozu Menschen gehören wollten (etwa jene, die als «germanische» Kolonisor:innen in den eroberten Osten Europas aufbrachen), sowie in Kapitel 9, das die gewalttätigen Exklusionsmechanismen im Allgemeinen und die Shoah im Besonderen thematisiert. Das Lesepublikum wird dies hoffentlich mit Nachsicht akzeptieren.

Schließlich: Dieses Buch kennt keine Länderkapitel. Oft ist einer europäischen Historiographie vorgeworfen worden, sie produziere sog. Buchbindersynthesen, also nationale Einzelstudien, die nur durch einen gemeinsamen Buchrücken zusammengehalten würden, oder sie sei eine «add-on»-Geschichtsschreibung: Hier das Kapitel zu Frankreich, dann das zu Polen, zur Ukraine, und vielleicht noch zu den nordischen Ländern oder zu Südosteuropa. Anliegen dieses Buches ist es aber, europäische Dimensionen von Besatzung aufzuzeigen und zu einer europäischen Thesenbildung beizutragen: Jedes Kapitel sucht daher vor dem Hintergrund der historischen Vielfalt und Unterschiedlichkeit europäische Ähnlichkeiten zu ergründen, diese in west-/osteuropäischer Perspektive zu nuancieren – also spezifische Unterschiede vor dem Hintergrund von Ähnlichkeiten herauszustellen – und mit Blick auf jüdische und nicht-jüdische Erfahrungen zu differenzieren. Da Jüd:innen als Angehörige besetzter Gesellschaften verstanden werden, solange ihnen in diesen Interaktion möglich war, thematisieren alle Kapitel auch jüdische Erfahrungen; das neunte dann jene des Ausgeschlossen-Werdens im Besonderen.

Gerade dadurch lassen sich zwei zusammenhängende zentrale Befunde einer integrierten Geschichte der Shoah im Sinne Saul Friedländers⁵⁶ formulieren. Der erste Befund: Jüd:innen unterlagen einer *doppelten* Verfolgungserfahrung. Sie mussten zusammen mit der nichtjüdischen Bevölkerung mit all jenen Beschwerden umgehen, die das Leben unter deutscher Besatzung mit sich brachte, *und* sie wurden im Massenmord der Shoah genozidal verfolgt. Damit hängt der zweite Befund eng zusammen: Wer die erschütternd geringen Überlebenschancen verstehen will, muss sich besetzte Gesellschaften anschauen. Dies ist keinesfalls eine banale Einsicht. Vielmehr waren es die Bedingungen der Besatzung, die den sozialen Kontext aller Überlebensversuche bildeten. Die Chancen auf

Überleben waren jenseits von einheimischer Judenfeindschaft deswegen so gering, weil die Verfolgten zwingend auf Hilfe angewiesen waren, die Besatzer diese Hilfe aber kriminalisierten und auf den *killling fields* des östlichen Europas diejenigen, die dazu bereit waren, tödlichen Gefahren aussetzten.

Die deutsche Gewalt- und Besatzungsherrschaft drückte somit jüdischen wie nichtjüdischen Angehörigen besetzter Gesellschaften ihren Stempel auf. Sie war jenes Gift, das soziale Spannungen hervorbrachte und verschärfte und damit Handlungsspielräume zur weiteren Ausgrenzung, zur Denunziation und zur Bereicherung eröffnete und jene, die Überleben vielleicht und unter hohem persönlichen Risiko ermöglichten, radikal einschränkte. Ausgeschlossen-Werden, so eine der Konsequenzen dieser Befunde, betrifft nicht «nur» die Ausgeschlossenen. Es betrifft ganze Gesellschaften.

In der Summe zeigt sich Besatzung als eine Art europäisches «dark heritage», dessen Kern Gewalterfahrungen bilden, in besonderer Weise die Shoah, aber auch darüber hinaus, im Sinne eines komplexen, miteinander verflochtenen, sich wechselseitig radikalierenden Gewaltgeschehens, das als Bedrohung, durch Spannungen und Ängste in die Alltage von Millionen Menschen einsickerte, oft genug brachial einbrach. Auch sollten die fraglos unterschiedlichen Gewaltniveaus in Ost- und Westeuropa nicht länger den Blick darauf verstellen, dass es bei allen Unterschieden auch gemeinsame Erfahrungen gab, nicht im Sinne von «gleich» oder «identisch», sondern im Sinne von «verwandt». Differenzierungen sind sinnvoll und nötig, Gegenwartsbezüge möglich. Historiker:innen wissen, dass sich Geschichte nicht wiederholt. Aber die Befassung mit ihr kann für strukturelle Ähnlichkeiten sensibilisieren. Dies gilt in der europäischen Gegenwart in besonderer Weise für die Ukraine: Fast 20 Prozent ihres Territoriums sind im Frühsommer 2024 seit rund zwei Jahren russisch besetzt. Historische Kenntnisse helfen, danach zu fragen, was Menschen auch heute unter Besatzung erleben.

Einige Schlussbemerkungen: Dies ist ein europäisches Buch. Entsprechend kommen in ihm Personen- und Ortsnamen aus vielen Ländern, Sprachen und mehreren Alphabeten vor. Während die richtige Schreibung von «Lyon» oder «Trondheim» wenig Herausforderungen beinhaltet, ist dies bei vielen osteuropäischen Namen anders. Ich folge daher im Kern den heutigen nationalstaatlichen Bezeichnungen, spreche also zum

Beispiel von der litauischen Hauptstadt Vilnius, aber nicht von Wilno, Wilna oder Wilne, wie die Stadt historisch auf Polnisch, Russisch oder Jiddisch auch hieß. Da, wo es um Quellsprache geht, lässt sich diese Regel nicht immer durchhalten: Die deutsche Institution «Wehrkreiskommando Posen» habe ich belassen; Wehrkreiskommando Poznań ist offensichtlich keine sinnvolle Bezeichnung. Belassen worden sind auch einige im Deutschen eingebürgerte Städtenamen wie Warschau, Prag oder Mailand – statt Warszawa, Praha oder Milano.

Namen unterliegen Wandlungen. Deutlich sichtbar ist dies in der breiteren Öffentlichkeit zwei Jahre nach dem russischen Angriff auf die ganze Ukraine nicht zuletzt daran, dass die ukrainische Form der Ortsnamen immer häufiger – und so auch in diesem Buch – an die Stelle der russischen Formen tritt, am bekanntesten vielleicht in der immer geläufiger werdenden Schreibung der ukrainischen Hauptstadt als Kyjiw. Weit weniger durchgesetzt hat sich die Verwendung der belarussischen Städtenamen, doch werden sie hier analog behandelt, auch wenn das sich ergebende Schriftbild im Deutschen vielfach noch ungewohnt sein mag. Endgültig kompliziert wird die Handhabung von Personennamen, die in der Literatur mal in transkribierter Form, die sich an die deutsche Aussprache anlehnt, mal in wissenschaftlicher Transliteration vorkommen, mit Übertragungen mal ins Deutsche und mal in Englische. Hier eine Vereinheitlichung herzustellen ist schon deswegen schwierig, weil es sich bei der Mehrzahl der Personennamen gemäß dem alltagsgeschichtlichen Ansatz nicht um Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens handelt (für die es eingebürgerte Schreibungen gibt), sondern um die Verfasser:innen von Tagebüchern oder Briefen. Würde man hier Anpassungen vornehmen, deckten sich ihre Namen im Text nicht mehr mit jenen im Quellenverzeichnis. Auch stellte dies ggf. einen Eingriff dar, wie die Personen ihren Namen geschrieben sehen möchten. Daher ist die Form, in der die Zeugnisse veröffentlicht worden sind, übernommen worden. Letztlich zeigt sich auch hieran, dass Sprache selbst historisch gewachsen und somit im Fluss ist. In ihr bilden sich Identitäten und Zugehörigkeiten ab. Dem Bestreben um Einbeziehung ist auch die inklusive Sprache geschuldet. Eine sich auf die männlichen Formen beschränkende Fassung würde dem Gegenstand der besetzten Gesellschaften mit ihrem hohen Anteil von Frauen nicht gerecht. Zugleich hoffe ich, dass die inklusive Sprache an die Vielfalt in den besetzten Gesellschaften erinnert.

Schließlich noch eine Bemerkung zu meiner Person: Obwohl in Westdeutschland geboren, habe ich eine deutsche und eine slowakische Kindheit. In der slowakischen Kindheit war Geschichte präsent. So verspottete meine Großmutter zum Beispiel beim Gang zum Einkaufen in dem kleinen Ort Zlaté Moravce, in dem sie lebte, gelegentlich die Figur des «Svätý Partisan», also des «Heiligen Partisan». Am Ufer der Žitava, die durch Zlaté Moravce fließt, war diese Statue der staatssozialistische Nachfolger auf dem Podest des Brückenheiligen Nepomuk. Ich wusste früh, dass es den Slowakischen Nationalaufstand gegeben hatte (deswegen die Partisanenfigur). Selbstbefreiungsgeschichten waren mir also geläufig, noch bevor ich in die Schule kam, einschließlich ihrer Ambivalenzen. Und noch bevor ich die Sache mit dem Aufstand so ganz verstanden hatte – und lange bevor ich das Wort «Besatzung» kannte –, wusste ich auch, dass bei einer Nachbarin meiner Großmutter rund 30 Jahre zuvor ein deutscher Offizier einquartiert gewesen war, der zu jenen deutschen Truppen gehörte, die den Aufstand niedergeschlagen hatten.

Viele Jahre später habe ich dann durch Zufall erfahren, dass es auch im Haus meiner Großmutter Einquartierungen gegeben hatte. Als Auslöser fungierte just das Wohnungskapitel dieses Buches – das einzige, das nicht im ursprünglichen Gliederungsentwurf enthalten war und das mir später ans Herz gewachsen ist. Ich hatte es meinen Eltern zu lesen gegeben. Zufall, wie gesagt, es hätte auch ein anderes sein können. Jedenfalls begann meine Mutter nach der Lektüre zu erzählen: Dass auch in ihrem Elternhaus, dem Haus meiner Großmutter, ein deutscher Soldat einquartiert gewesen war – kein Offizier, wie bei der Nachbarin – und dass der Großvater meine Mutter und ihre Schwester, vier und zwei Jahre alt, in den Keller umquartiert hatte. Dass die beiden Mädchen in großen Zinkwannen schliefen, die zum Schutz vor der Bodenkälte auf Backsteine gestellt worden waren, und wie furchtbar sich meine Mutter erschreckt hatte, als sie einmal mitsamt ihrer Wanne umkippte und das Scheppern im ganzen Haus zu hören gewesen war. Nicht nur sie hatte sich gefürchtet, und nicht nur bei dieser Gelegenheit: «Ich wusste auch als Kind», so erinnerte sich meine Mutter, «dass auch meine Eltern Angst hatten.»

In meiner Familie ist stets viel über Geschichte gesprochen worden. Vielleicht wäre ich ohne diese Gespräche nicht Historikerin geworden. Und doch habe ich erst in diesem Gespräch verstanden, dass mein slowakischer Großvater – den ich nicht kennengelernt habe, er ist schon 1947

gestorben – Deutsch konnte und sich mit dem einquartierten Soldaten unterhalten hat. Worüber? Ich weiß es nicht. Meine Großmutter hätte ich fragen können. Doch auch wenn wir viele Themen hatten, dieses war nicht darunter. Sie starb, als ich vierzehn Jahre alt war. Mit ihr habe ich im Übrigen nie anders als Slowakisch gesprochen. Vor meinem inneren Auge sehe ich sie beim Schwatz mit der Nachbarin und meine, das weiche melodische Ungarisch zuhören, dass bei beiden Frauen miteinander verwendeten. Meine Großmutter hatte es 1917 in der Schule gelernt, als die Slowakei zur ungarischen Reichshälfte der Habsburgermonarchie gehörte. Doch das ist eine andere Geschichte.

—

An diesem Buch habe ich lange geschrieben. Seine Anfänge liegen im Forschungs- und Quelleneditionsprojekt «Fighting Hunger, Dealing with Shortage». Erstmals findet sich hier in transeuropäischer Perspektive eine umfangreiche Sammlung von Quellen, die in mehr als sieben Archiven in zwanzig europäischen Ländern zusammengetragen und ins Englische übersetzt worden sind. Ohne die großartige Unterstützung von Kolleg:innen überall in Europa wäre dies nicht möglich gewesen. Ihnen allen gilt daher mein aufrichtiger Dank, stellvertretend möchte ich dafür den Kreis meiner Mitherausgeber:innen um Peter Haslinger, Irina Sherbakova, Stefan Martens und den leider viel zu früh verstorbenen Włodzimierz Borodziej nennen. Auf der Ebene der Länderexpert:innen gestaltete sich der Austausch mit Gelinada Grinchenko, Jerzy Kochanowski, Dirk Leuyten und Peter Romijn besonders eng. Nicht nur die Quellenedition, sondern auch die Thesen meines Buches habe ich mit ihnen immer wieder besprechen können und dabei viel lernen dürfen, wofür ich aufrichtig dankbar bin. Das ganze Team, die Gespräche, aber auch die Reisen nach Brüssel, Amsterdam und Paris, nach Warschau, Prag und Trondheim und an viele andere Orte haben nicht nur mein Verständnis von Besatzung als europäischem «dark heritage» vertieft, sondern mich auch ein gegenwärtiges, vielfältiges, liberales, gastfreundliches und großzügiges Europa kennenlernen lassen. Dafür bin ich von Herzen dankbar.

Meine große Dankbarkeit gilt auch jenen Institutionen, die meine Forschung und die Niederschrift des Buches großzügig unterstützt haben. Dazu zählen das Imre Kertész Kolleg in Jena, die Deutsche Forschungsge-

meinschaft und die Volkswagen-Stiftung, die mir im Rahmen einer Opus magnum-Förderung auch einen Aufenthalt am NIOD, dem Niederländischen Institut für Kriegs-, Holocaust- und Genozidstudien in Amsterdam, ermöglicht hat. Der aufgeschlossenen, inspirierenden und kollegialen Atmosphäre in Jena und Amsterdam verdanke ich viel. Mein Dank gilt neben den Institutionen auch den anonymen Gutachter:innen, die mein Vorhaben für förderwürdig gehalten haben, den Kolleg:innen, mit denen ich meine Thesen intensiv diskutieren konnte. Stellvertretend für so viele Gespräche seien hier Karel Berkhoff, Stefanie Bock, Eckart Conze, Armin Eich, Ewald Frie, Hinke Piersma, Anke John, Birthe Kundrus, Thomas Lindenberger, Joachim v. Puttkamer, Peter Romijn, Stefanie Schüler-Springorum, Ismee Tames, Ulrike Weckel und die Wuppertaler BEXIMIG-Gruppe genannt. Die Liste ist lang und muss doch unvollständig bleiben. Mein Dank schließt auch alle Nichtgenannten ein.

Aus dem Nachdenken und Diskutieren ist ein Text, aus dem Text schließlich ein Buch geworden. Teile des Manuskripts haben Jochen Böhrer, Elizabeth Harvey, Jerzy Kochanowski, Joachim v. Puttkamer, Peter Romijn, Stefanie Schüler-Springorum, Monika Wienfort und Michael Wildt gelesen. Für ihr nachdenkliches wie auch ermutigendes Feedback danke ich ihnen allen sehr.

Großartige Unterstützung habe ich schließlich durch mein Team an der Bergischen Universität Wuppertal erfahren. Laura Eckl hat die Transkriptionen besorgt und mich immer wieder auf ukrainische Quellen hingewiesen. Erik Gohlisch hat sich um die Endnoten und das Quellen- und Literaturverzeichnis verdient gemacht. Auf seinen umfangreichen Recherchen beruhen auch die Abbildungen dieses Buches. In Amsterdam hat mich Paul Bakkum mit mehr Quellenfunden aus Tagebüchern versorgt, als am Ende in diesem Buch Platz gefunden haben. Literaturrecherchen haben zudem auch Lennart Hein, Sonja Mues und Charlotte Rose übernommen.

Zu nicht ganz freiwilligen Expert:innen der europäischen Besatzung sind schließlich mein Mann und meine Tochter geworden. Sie haben langmütig über schlechte Laune hinweggeschaut, wenn ich mich über Formulierungsschwierigkeiten geärgert habe, und großmütig akzeptiert, wenn Familienaktivitäten wieder einmal meiner Arbeit zum Opfer gefallen sind. Ohne sie gäbe es das Buch nicht, ihnen ist es daher gewidmet.

KAPITEL 1

«Sie kommen!»

«Die erste Nachricht über den Ausbruch des Krieges [kam] vom polnischen Rundfunk um sechs Uhr morgens. Ungefähr um diese Zeit hörte man die ersten Knalle der polnischen Flakartillerie. Gleichzeitig erschienen auf dem blauen sonnigen Himmel zahlreiche weiße Rauchfahnen. Auf den Straßen blieben die Leute stehen und stritten miteinander, ob der Krieg schon ausgebrochen sei oder ob es nur Übungen seien. Gegen neun Uhr war allen klar, dass Polen angegriffen wurde.» (*Stefan Fulde, Warschau 1939*)¹

«Die Frauen waren sich einig, dass die Angriffe aus der Luft schlimmer und schlimmer geworden seien. Erst waren sie aufregend gewesen, dann lästig, nun aber stellten sie eine ernsthafte Bedrohung dar ... In Gedanken versunken stach die Frau mit der Handarbeit ihre Nadel immer entschlossener in den Stoff und zog den Faden energischer an. Der kleine Junge wurde weniger liebkost und erhielt schneller einen Klapps. In das Gespräch der Frauen mischten sich schrillere Töne. Eine alte Frau mit viel Lebenserfahrung sagte *es* zuerst: ›Ich werde meine Spirituosen mitnehmen. Ich habe eine schöne Flasche *Marc de Champagne* und nichts bringt mich dazu, die zurückzulassen.‹ Die anderen Frauen schauten sie erstaunt an, erstaunt, dass sie die erste war, die den Gedanken ausgesprochen hatte ... Alle Frauen waren zu einer wohlüberlegten Entscheidung gekommen ... Am Morgen des 13. Juni [1940] waren sie ruhig und bei gesundem Verstand aufgestanden und bis zum Abend würden sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach den geschlagenen Truppen auf dem langen Weg in den Süden angeschlossen haben.» (*Douglas Cooper, britischer Kunstsammler, über die Stimmung in Frankreich Mitte Juni 1940*)²

«Bereits am 22. Juni [1941] bombardierten die faschistischen Flugzeuge ein Brennstofflager und beschossen die Häuser in unserer Stadt [Ljubar/ Ukraine]. Es brach eine Panik aus. Nur wenige konnten sich evakuieren lassen, denn dazu brauchte man ein Fahrzeug, Geld und die Erlaubnis[,] von der Arbeit wegzubleiben. Viele flohen zu Fuß. Doch sie kehrten bald wieder zurück, denn deutsche Fallschirmspringer versperrten ihnen den Weg.» (*Jefim Sacharow-Saidenberg über den deutschen Einmarsch in seinem Heimatort*)³

—

Überall in Europa begann der Zweite Weltkrieg als «Blitzkrieg»: Polen kapitulierte im Herbst 1939 nach nur fünf Wochen, Frankreich stellte im Frühsommer 1940 die Kämpfe ähnlich schnell ein. Dänemark war zuvor binnen weniger Tage «friedlich» besetzt worden. Kaum länger dauerte die Unterwerfung der Niederlande und Belgiens. Allerdings gingen ihr schwere Bombardements voraus, wie sie die Luftwaffe auch in Polen geflogen hatte. Norwegen leistete dagegen mehr als zwei Monate zum Teil erbitterten Widerstand, bevor es im Juni 1940 die Waffen streckte. Die Kämpfe in Jugoslawien und Griechenland im Frühjahr 1941 dauerten erneut nur wenige Tage bzw. Wochen. Dann war nicht nur das Festland, sondern als letzte der Inseln auch Kreta Anfang Juni 1941 in den Händen deutscher (und italienischer) Verbände.⁴

Auch das Baltikum erlebte einen schnellen Vormarsch der deutschen Truppen, die nach zweieinhalb Wochen Litauen und Lettland eingenommen hatten und tief in Estland standen. Gleichzeitig war die nördliche Hälfte von Belarus besetzt, die Hauptstadt Minsk bereits am 28. 6. 1941 erobert worden. Auch das etwa zweihundert Kilometer weiter östlich liegende Mahiljou sowie Wizebsk waren bald in deutscher Hand. Das russische Smolensk, das als Tor nach Moskau galt, fiel kurz darauf. Leningrad wurde am 8. September eingeschlossen, Mitte des Monats die ukrainische Hauptstadt Kyjiw besetzt, im Oktober Charkiw im Osten der Ukraine erobert. Das Muster schien sich überall zu wiederholen: Begleitet von starken Luftangriffen auf die großen Städte, rückten deutsche Verbände unaufhaltsam vorwärts.⁵

Auch wenn im Herbst und Winter 1941 der deutsche Vormarsch zum Stocken kam, weil sich das Ostheer in der Offensive verbraucht hatte,

hatten zuvor, zumal in den großen Städten, Menschen unmittelbar erleben müssen, welche katastrophalen Begleiterscheinungen der Luftkrieg mit sich brachte. Er war *die* militärtechnische Neuerung. Während im Ersten Weltkrieg der technische Entwicklungsstand den Einsatz von Flugzeugen noch begrenzt hatte, revolutionierten sie im Zweiten Weltkrieg die Kriegsführung: Flächenbombardements von Städten kalkulierten mit Tausenden von Toten und hoben die Unterscheidung zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung auf.⁶

Allein in Polen wurden mehr als 150 Städte und Ortschaften von der deutschen Luftwaffe zerstört, vor allem Warschau seit dem 10. September 1939 systematisch bombardiert. Dabei jagten Tiefflieger gezielt Menschen und schossen auch auf die Flüchtlingsströme, die dem Inferno entkommen wollten. In der Stadt wüteten mehr als 250 Brandherde, und Leichen lagen stundenlang auf den Straßen, weil sie wegen der Dichte der Angriffe nicht geborgen werden konnten. Bald schon waren die Friedhöfe überfüllt, so dass die Toten in Grünanlagen beerdigt werden mussten.⁷

Das Entsetzen über den deutschen Vormarsch

Die Wucht dieser Erfahrung war ungeheuer. Halina Regulska hielt am 24. September in ihrem Tagebuch fest: «Über uns tobt die Hölle. Ein Flugzeug nach dem anderen fällt im Sturzflug über uns her. Und jedes Mal scheint es uns, diesmal trifft es uns. In dieser Todeserwartung steht einem das Herz schier still.»⁸ Von ähnlichen Erfahrungen berichtete auch Mirjam Bolle ihrem Verlobten in Palästina aus dem bombardierten Amsterdam: «Morgens um fünf Uhr: Luftalarm. Du weißt nicht, was das heißt. Es ist, als wimmerte die Stadt. Wir standen auf und stellten uns mit einem Köfferchen in der Hand in den Flur. Ich kann nicht beschreiben, wie ich in diesen Tagen gewesen bin. Ich war vollkommen durcheinander, und ... [bin auch später] ... nie so fassungslos gewesen, wie in dieser ersten Zeit. Samstagmorgen [gemeint ist der 14. 5. 1940, TT] stand ich zufällig vor dem Fenster im Schlafzimmer. Ein Flugzeug näherte sich, und ich sah, wie eine Bombe fiel ... Die Bombe schlug auf dem Blauwburgwal ein, und die Trümmer flogen umher. Das Heulen dieser Bombe war unbeschreiblich. Danach war ich völlig aufgelöst. Ich konnte nicht mehr essen, war

leichenblass und zitterte den ganzen Tag. Innerhalb weniger Tage war ich so abgemagert, dass mir mein Gürtel einfach so von den Hüften rutschte. Mittags ging ich zu Freddy und Juul ... Glaubst Du mir, lieber Leo, dass ich mich fast nicht auf die Straße traute? Ständig gab es Luftalarm, und ich hatte Todesangst, in einen Schutzkeller zu müssen – denn das ist Vorschrift bei Luftalarm –, und das schien mir das Schlimmste, was es geben konnte. Dann saß man wie eine Ratte in der Falle.»⁹

Diese Angst war nicht unbegründet: Nachdem die deutsche Luftwaffe am 14. Mai 1940 Rotterdam bombardiert hatte, versuchten Menschen verzweifelt, Angehörige aus verschütteten Kellern und Treppenaufgängen zu bergen und Verletzte aus den Flammen zu retten. Doch wie in Warschau auch fehlte es an Löschwasser und Transportkapazitäten; teilweise war die Rauchentwicklung so stark, dass die Helfer sich nicht orientieren konnten. Wo ihnen dies möglich war, warteten oft genug grauenvolle Anblicke auf sie: «Ich ging zum alten Süßwarenlanden in der Kruisstraat. Das erste, was ich sah, waren ein paar Beine, die aus dem Schutt eines Wohnhauses herausragten. Da habe ich natürlich angefangen, daran zu ziehen. Als ich sie aus dem Schutt befreit hatte, sah ich, dass die Frau noch lebte. Etwa sechs oder mehr Menschen habe ich noch gefunden. Die waren aber alle tot ... Die härtesten Fälle waren Menschen, die unter dem Schutt begraben lagen, die Schädel zerschmettert oder die Beine weg.»¹⁰ Am Ende waren allein in Rotterdam achthundert Opfer zu beklagen, 24 000 Wohnungen zerstört, und 80 000 Menschen – mehr als zehn Prozent der Bevölkerung – hatten ihre Bleibe und ihren Besitz verloren. Dem Bombenhagel und den Bränden waren außerdem rund 7000 Fabriken, Geschäfte und Cafés, 70 Schulen, 21 Kirchen und eine Synagoge, vier Krankenhäuser, Theater und Kinos zum Opfer gefallen.¹¹

Vielen Franzosen erschien der Luftkrieg zunächst als eine belgische Tragödie, von der ihnen unzählige Flüchtlinge angesichts der Bombardierungen von Nivelles, Tournai, Brüssel oder Ostende berichteten.¹² Sie selbst hatten in der Schule wie am Arbeitsplatz, im Kino wie in der Messe ihre Gasmasken stets griffbereit; landesweite Kampagnen dienten der Vorbereitung auf den Notfall. Doch wenn nicht gerade Sirenen einen deutschen Angriff ankündigten, ging vor allem die Pariser Bevölkerung ihren Alltagsgeschäften nach.¹³ Die wachsenden Sorgen zeigten sich in der zweiten Maihälfte, als überall in Frankreich Bittprozessionen organisiert wurden¹⁴: Immer mehr Menschen fühlten sich nun tatsächlich bedroht.¹⁵

Auch in der französischen Hauptstadt ließen schlechte Nachrichten von der Front und Gerüchte über das Vorrücken deutscher Verbände die Stimmung kippen. Nun war, wie Eric Sevareid, ein US-amerikanischer Journalist schrieb, auch in Paris bekannt, «was die Städte im Norden [schon] wussten: Wie es ist, in einem Gang oder feuchten Keller zu sitzen, die Kinder, die beim Blick in die Augen der Eltern vor Angst weinen, fest an sich gedrückt, während ein Brummen wie von einer Million Bienen den Himmel erfüllt; wie es sich anfühlt, wenn ein altes Haus zittert, sich der Verputz von den Wänden löst, die Weingläser auf dem Tisch umstürzen und Staub den Raum füllt; ... [man] kannte den stechenden Geruch von Kordit und hatte eine alte Frau auf Händen und Knien gesehen, wie sie das Blut ihres Ehemanns mit der Wohnzimmergardine von der Türschwelle wischt.»¹⁶

Doch glücklich, wer in einem Keller Zuflucht fand und nicht unmittelbar den Bombardierungen ausgesetzt war. Allein die Druckwelle, so beschreibt es Marc Bloch, französischer Historiker und Soldat im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg, «erweckt den Eindruck, als ob alles in Stücke gerissen würde, ein Bild, das durch den Anblick grässlich verstümmelter und durch den Luftdruck der Explosion entstellter Leichen in krasser Weise bestätigt wird.»¹⁷

Die Schreckensszenarien von Warschau, Paris und Rotterdam ähnelten einander – und wiederholten sich auch andernorts. In Norwegen ging der 10. April 1940 wegen der Bombardierung von Oslo als «Paniktag» in das nationale Gedächtnis ein; das nordnorwegische Kirkenes hält einen traurigen Spitzenplatz unter den am stärksten bombardierten Städten im Zweiten Weltkrieg. Hier waren seit 1941 deutsche Truppen stationiert, die im Kampf gegen das nur 200 Kilometer entfernte Murmansk eingesetzt wurden.¹⁸ Auch Belgrad fiel der deutschen Luftwaffe zum Opfer: Die Angriffe kosteten mindestens 2200 Menschen das Leben und zerstörten fast die Hälfte aller Häuser.¹⁹

Wo es viele Holzhäuser gab und auch neuere Gebäude nur selten über einen Keller verfügten wie in der Sowjetunion²⁰, war ein funktionierender Luftschutz noch wichtiger als anderswo. Der damals 13-jährige Naum Epelfeld erinnert sich an die Bombardierung des Bahnhofs im ukrainischen Berditschew: «Die erschrockenen Menschen ergriffen die Flucht. Wir liefen mit ihnen. Wir erreichten das Entbindungsheim. Jemand hatte gesagt, dass dort ein hervorragender Luftschutzkeller sei. Und da alle mit

einer erneuten Bombardierung rechneten, stürmten wir alle in diesen Bunker. Nach einiger Zeit kam irgendein Beamter in der Uniform der Gesellschaft zur Förderung der Verteidigung, des Flugwesens und der Chemie in Begleitung eines starken Gefolges in den Bunker. Sie beruhigten uns, mehr noch, sie erklärten uns, dass in einigen Tagen jeder in Frieden nach Hause zurückkehren könne. Die Leute wollten an das Gute glauben. Bei allen hob sich die Laune, einer fing an zu grinsen, ein anderer begann, Witze zu machen. Mit Humor erinnerten wir uns daran, wie wir vom Bahnhof weggelaufen waren.»²¹

Humor und der Glaube an den Staat, der es schon richten werde, konnten Ressourcen sein, um mit der Erfahrung der eigenen Verwundbarkeit umzugehen und zu signalisieren: Wir halten das aus!²² Darin bestätigte der Offizielle die Menschen, indem er die erlebte Bedrohung relativierte und die ebenso beruhigende wie zu Beginn des Krieges gerne geglaubte Aussicht anbot, man werde schon bald in Frieden nach Hause zurückkehren können. So gerät dem Zeitzeugen noch die Beschreibung einer lebensgefährlichen Situation zum Bekenntnis zur Sowjetunion: Keine Klage über das Fehlen eines Luftschutzkellers am Bahnhof kommt ihm über die Lippen, sondern ein Lob auf den «hervorragenden» Luftschutzkeller und das Bekunden zu wissen, wem man die Hilfe verdankte: Der Gesellschaft zur Förderung der Verteidigung, des Flugwesens und der Chemie. Die Nennung des Titels mutet übertrieben an, doch spiegelt sich darin jene spezifisch sowjetische Erfahrung, wonach Kritik am Staat zu vermeiden war und es vielmehr galt, ihm gegenüber Vertrauen zu bekunden.

Doch nur die wenigsten ihrer Bürger:innen konnte die Sowjetunion tatsächlich vor deutschen Angriffen schützen. In Moskau boten die Metro und die wenigen Luftschutzräume etwa zehn Prozent der Bevölkerung Schutz; in anderen Städten war der Anteil noch niedriger. Aber auch in Frankreich sah die Lage nicht rosig aus: Zwar gab es in den Großstädten Schutzeinrichtungen. Allerdings bestanden sie in Lyon oder Nantes vor allem aus simplen Schützen- und Splittergräben, die überall im Stadtgebiet ausgehoben wurden. Verstärkte unterirdische Luftschutzräume kamen nicht einmal jeder zehnten Person zugute.²³ Ähnlich sah die Situation in Belgien und in den sich selbst für «unantastbar» haltenden Niederlanden aus. In Jugoslawien und wie auch später in Norditalien fehlten Luftschutzeinrichtungen weitgehend.²⁴ In der Sowjetunion standen der

Zivilbevölkerung auch nur 10 000 Gasmasken zur Verfügung, und längst nicht alle Feuerwehren verfügten über Löschfahrzeuge.²⁵ Etwa eine halbe Million Freiwilliger, benannt von Gebäude- und Fabrikkollektiven, hielt bei einem deutschen Angriff nach Brandbomben Ausschau, riefen die Feuerwehr oder löschten Brände selbst.²⁶ In Kopenhagen dagegen teilte die Stadtverwaltung allein für die dänische Hauptstadt 40 000 Mann als Luftschutzwarte ein – und anders als ihre Kollegen in der Sowjetunion waren sie selten im Einsatz, da es nur zwei wirkliche Luftangriffe gab.²⁷

Fira Schtemberg, die im Alter von acht Jahren die Luftangriffe auf Kyjiw in einem Heizungskeller erlebte, gehörte daher in der Sowjetunion gewissermaßen zu den Privilegierten: «Die deutschen Flugzeuge bombardierten pausenlos die Stadt ... Die Luftalarmsirenen ... ertönten ununterbrochen. Wir trugen ständig Zwieback und Wasserflaschen bei uns: Man sagte, dass man in den Kellern bei der Bombardierung lebendig verschüttet werden könnte ... Eine der Bomben fiel direkt ... neben unser Haus ... Uns im Heizungskeller machte der Lärm ganz taub, die Scheiben flogen aus den Fenstern, der Strom fiel aus, es wurde dunkel. Wir sprangen von den Fenstern weg und fielen alle übereinander. Die Panik war furchterlich, wir dachten, dass das Haus über uns zusammenstürzen würde. Gerettet hat uns nur die Luft, die durch die zerbrochenen Fenster hereinströmte ... Wir saßen eine ganze Woche lang im Keller und dann gewöhnten wir uns allmählich wieder an das Licht und die Luft, wir waren geblendet und benommen wie Betrunkene.»²⁸

Die psychischen und physischen Belastungen des Ausharrens in Kellern, U-Bahn-Schächten und Bunkern waren immens. Fehlten jedoch Schutzräume, herrschte nacktes Entsetzen: «Die Erwachsenen schrien hysterisch, wir sollten uns hinlegen, und alle Kinder warfen sich zu Boden.»²⁹ Viele hatten keine Zuflucht, wie die damals fünfjährige Lidija Sleptschuk in der Ostukraine: «Jedes Mal [, wenn die Flugzeuge kamen,] schnappte uns Mutter und lief auf die Straße, wo wir uns gewöhnlich unter irgendeinem Busch versteckten.»³⁰ Petja Konjaev suchte im belarussischen Mahiljou Schutz in einer felsigen Uferböschung und sah auf dem Weg dorthin, «... auf der anderen Straßenseite läuft meine Mutter. Und plötzlich explodiert eine Bombe zwischen uns. Meine Mutter fiel hin, aber sie stand wieder auf und rannte wieder los. Neben ihr explodierten noch zwei Bomben. Mutter fiel wieder hin und da sehe ich, diesmal ist sie verwundet worden – das Blut fließt ihr übers Gesicht und an der Seite herunter. Sie

stand aber auf und rannte wieder. Ich war schon in ihrer Nähe, sie schrie zu mir. Und dann wieder eine dritte Explosion. Ich fiel hin und die Mutter auch. Dann ging ich zu ihr und sah – sie liegt ... tot da.»³¹

So blieb, auch wer sich aus dem Kriegsinferno retten konnte, oft nicht unversehrt. Die explodierende Bombe und die tot daliegende Mutter bannt die Erinnerung, wie die Sprache zeigt, in eine auf Dauer gestellte Gegenwart. Doch Kriegsgegenwart war oft genug unerträglich, wie sich eine andere Zeitzeugin erinnert: «Smolensk brannte ... wir flohen in ein Dorf, zwölf Kilometer entfernt. Unter der Bombardierung verlor meine Mutter ihren Verstand.»³²

Was die Menschen über den Kriegsbeginn berichten, sind Erzählungen existentieller Erfahrungen von massiver Bedrohung und schmerzhaften Verlusten. Unabweisbar spricht aus ihnen das Erleben des Bruchs mit der bekannten Normalität und von vielfältigen Formen des Verletzbar-Seins: Bombardierungen und anhaltender Artilleriebeschuss zwangen sie mit Ausgangssperren und Verdunklungen zu leben, über Stunden oder Tage in mehr oder weniger geeigneten Schutzräumen auszuhalten, eingezwängt mit Alten, Kranken und schreienden Kindern, beherrscht von der Angst, lebendig verschüttet zu werden oder voller Panik, weil keine Schutzräume vorhanden waren.

Historiker:innen sind keine Psycholog:innen, und so ist bei der retrospektiven Zuschreibung von Traumatisierungen Vorsicht geboten.³³ Doch die Leiden vieler Zehntausender Menschen, die das Vorrücken der deutschen Truppen erlebten, sind nicht zu bezweifeln. Zu körperlicher Verwundtheit traten Schmerz und Verzweiflung angesichts getöteter oder verwundeter Angehöriger oder im Chaos verloren gegangener Kinder. Ausgebombte Häuser und zerstörtes Eigentum verstärkten den Eindruck, den Geschnehten schutzlos ausgeliefert zu sein und nicht einmal mehr das Nötigste zum Überleben zu haben.

Je dichter im Übrigen die Bomben fielen, desto verheerender waren die Auswirkungen: Einzelne Feuer wuchsen zu Flächenbränden zusammen, die damit verbundene Rauchentwicklung machte es schwierig, das Ausmaß der Schäden zu erkennen und Hilfsmaßnahmen zu koordinieren, zumal wenn die Strom- und Wasserversorgung zusammenbrach.³⁴ Brände konnten nicht mehr gelöscht werden, und wo, wie zum Beispiel in Belgrad, Latrinen gegraben worden waren, traten schon bald hygienische Probleme auf.³⁵ Zu den ganz unmittelbaren Beschwerden gehörten fer-

ner der Zusammenbruch der Lebensmittelversorgung, das Fehlen von Unterkünften, das Einstürzen beschädigter Häuser und die Bedrohung durch Blindgänger.³⁶

Auch plagten die Menschen unbestimmte Ängste, besonders vor Gasangriffen. H. G. Wells' Buch «The War in the Air» hatte seit seinem Erscheinen 1908 überall in Europa Zweifel daran geweckt, ob man einen Luftkrieg überhaupt überleben könne. Diese Sorgen wurden durch die Erinnerungen an den Einsatz von Giftgas im Ersten Weltkrieg geschürt. Eine Wiederholung erschien umso plausibler, als aus der Presse bekannt war, dass Italien nur wenige Jahre zuvor Giftgasangriffe in Äthiopien geflogen hatte.³⁷ Daher lösten die Staubwolken der Bombendetonationen und die damit verbundenen unbekanntem Gerüche Massenpaniken aus. Neben chemischen Waffen war auch die Furcht vor biologischen Kampfmitteln groß. In Warschau ging die Angst vor einer Verseuchung der Wasservorräte mit Bakterien um, und Menschen glaubten überall, deutsche Spione bei ihrer finsternen Mission zu erkennen.³⁸ In Frankreich begannen ausländische Journalisten sich fast mehr vor Einheimischen als vor vorrückenden deutschen Truppen zu fürchten, nachdem sie von der Bevölkerung, mal wegen ihres Akzents, mal wegen eines fehlenden Akzents, in Anfällen von Hysterie als «Spione» der Polizei übergeben oder gar fast an die Wand gestellt worden waren.³⁹

Während dies Episoden blieben, gruben sich die Geräusche des Krieges tief ins Gedächtnis ein: Das Sirren der fallenden Bomben, die Sirenen, die Explosionen, aber auch die Schreie Verletzter oder Sterbender. Der Klang, so schreibt Marc Bloch, sei «grauenhaft, barbarisch und in höchstem Grade enervierend: sowohl das absichtlich verstärkte Heulen [der Kampfflieger] ... als auch die Detonation, die den ganzen Körper bis ins Mark erschüttert.»⁴⁰ Gerade der Ausbruch des Krieges wurde, wie unzählige Erinnerungen zeigen, vielfach vor allem auditiv wahrgenommen. Die unerwünschten Geräusche, der Lärm und Krach, standen für Risiken und Gefahren. Als deren Indikatoren gruben sie sich tief in das Gedächtnis jener ein, die dies erlebt hatten; das akustische Gedächtnis bildete einen eigenen Generationen-Marker.⁴¹

War der Feind bei den Luftangriffen ein Gegner ohne Gesicht, änderte sich dies beim Vorrücken der Bodentruppen. Die erste Begegnung war zumal im östlichen Europa für die Zivilbevölkerung enorm gefährlich. Dies gilt besonders dort, wo ein erbitterter Häuserkampf tobte. So miss-

brauchten deutsche Soldaten in Brest-Litowsk 400 Frauen und Kinder als lebende Schutzschilde.⁴² Doch auch andernorts erlebten gerade sie die Brutalität der Wehrmacht. Stanisława Woś erinnert sich an den Einmarsch im westpolnischen Wyszanów: «Die Deutschen begannen zu schießen und brannten nacheinander mehrere Höfe nieder. Ich versteckte mich mit meiner Tante, meiner Schwägerin und meinen Kindern im Keller des Hauses der Familie Szczyska [...]. Im Keller befanden sich [...] acht Frauen und 13 Kinder. Die Kinder weinten ununterbrochen, was von außen mit Sicherheit zu hören war. Nach einiger Zeit fiel in den Keller eine Handgranate, kurz darauf eine zweite und eine dritte. Ob weitere Granaten geworfen wurden, weiß ich nicht, weil ich ohnmächtig wurde.»⁴³

Ähnliches erlebte Igor Kogan im ukrainischen Shmerynka: «In unserem Keller waren viele Leute, es war stickig, die Kinder weinten. Plötzlich ging die Tür auf[,] und ich erblickte fremde Menschen mit Helmen und Maschinengewehren. Alle mussten mit erhobenen Händen den Keller verlassen, und sie führten uns zum Marktplatz, dem Zentrum unseres Dorfes. Wer nicht gehen konnte, wurde mit dem Gewehrkolben geschlagen. Wir waren ganz von den Deutschen umstellt, auf dem Boden standen die Maschinengewehre, und ihre schwarzen Läufe waren auf uns gerichtet. Alle wussten – das war unser Tod, und es erhob sich ein Weinen und Schreien.»⁴⁴ Fliehen konnten Igor und die anderen nur, weil in diesem Moment ein sowjetisches Flugzeug über dem Ort auftauchte, auf das «die Deutschen» zu schießen begannen.⁴⁵

Die Brutalität der Wehrmacht war unter anderem darauf zurückzuführen, dass sie sich beim Vormarsch in Polen und durch sowjetisches Gebiet von «Freischärlern» umgeben glaubte und hypernervös reagierte.⁴⁶ Immer wieder kam es zu unkontrollierten Schießereien. Im polnischen Częstochowa meinten deutsche Soldaten, von einer Widerstandsbewegung bedroht zu sein, die es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gab, und schossen wahllos um sich. Als sie nach dem Gemetzel die vermeintlichen Angreifer suchten, setzten sie fast die gesamte polnische Bevölkerung auf dem Marktplatz gefangen und trennten dort, mit vorgehaltener Waffe, Männer von Frauen und Kindern. Männer, die Taschenmesser oder Rasierklingen bei sich hatten, galten als verdächtig und wurden am nahe gelegenen Luftschutzgraben erschossen.⁴⁷ Częstochowa war kein Einzelfall: Wehrmachtssoldaten sowie Männer der Sicherheitspolizei und des

SD ermordeten auch im Raum Poznań oder im weiter nordöstlich gelegenen Bydgoszcz mehrere hundert polnische Männer und Frauen, darunter 36 geschlechtskranke Prostituierte, und stellten dies als «Strafaktionen gegen Banden», «Vergeltungsmaßnahmen» oder als Wiederherstellen «geordneter Verhältnisse» dar. Allein im September 1939 kam es Zählungen zufolge zu rund 700 Massakern mit 16 000 bis 20 000 polnischen Opfern. Ein selbsternannter «Volksdeutscher Selbstschutz» unterstützte deutsche Verbände bei ihren Verbrechen.⁴⁸ Massaker sollten hier und andernorts der Etablierung einer sozialen Ordnung dienen, mit der die deutschen Besatzer ihre Überlegenheit gegenüber der einheimischen Bevölkerung nachdrücklich unterstrichen und letztlich alle Formen des Nein-Sagens zu unterbinden suchten.

Auch eines der «ersten deutschen Großverbrechen»⁴⁹ auf sowjetischem Territorium versuchten Wehrmachtskommandeure später als Reaktion auf «Heckenschützen» umzudeuten. Tatsächlich war Białystok am 27. Juni 1941 von der Wehrmacht weitgehend ohne Zwischenfälle besetzt worden. Den Befehl zur «Säuberung» der Stadt von «russ[ischen] Versprengten und deutschfeindlicher Bevölkerung»⁵⁰ fassten deutsche Polizisten und Wehrmachtssoldaten allerdings so auf, dass sie freie Hand gegenüber der örtlichen Bevölkerung hätten, die zur Hälfte aus jüdischen Einwohnern bestand. Im Laufe des Nachmittags sperrten sie mindestens 700 jüdische Männer in die Hauptsynagoge und setzten das Gotteshaus in Brand. Die Eingeschlossenen verbrannten bei lebendigem Leibe. Das Feuer, das schnell auf die Umgebung übergriff, zerstörte große Teile der Innenstadt. Jüdische Augenzeugen, die in den Tagen nach dem Pogrom die Leichen begruben, sprachen übereinstimmend von mindestens 2000 Opfern.⁵¹ Der deutsche Divisionskommandeur konnte oder wollte das schändliche Treiben nicht unterbinden. Juden, die in Todesangst zu ihm geflüchtet waren, sich auf den Boden warfen und um ihr Leben flehten, mussten erleben, dass einer der anwesenden Polizisten auf sie urinierte. Der Kommandant schritt nicht ein – er ging weg und sprach später den beteiligten Einheiten seine «vollste Anerkennung» aus.⁵²

In Westeuropa blieben den Menschen Ausschreitungen dieser Art weitgehend erspart. Die vorrückende Wehrmacht legte zwar im Zusammenwirken mit der Luftwaffe ganze Landstriche in Schutt und Asche⁵³, verhielt sich aber gegenüber der Zivilbevölkerung insgesamt weitgehend korrekt. Angesichts ihrer durch und durch negativen Erwartungen über-

raschte dies die französische Öffentlichkeit. So erinnert sich Simone de Beauvoir an den deutschen Einmarsch in La Pouëze (ein Dörfchen im Département Maine-et-Loire), wohin sie aus Paris geflohen war: «Ich hatte den Eindruck, einen Zukunftsroman zu erleben. Das war noch immer das wohlbekannte Dorf, aber die Zeit war übergekippt. Ich war in einen Augenblick geworfen, der nicht in mein Leben gehörte. Das war nicht mehr Frankreich, das war noch nicht Deutschland – ein Niemandsland. Und dann explodierte etwas unter unseren Fenstern, die Scheiben des Restaurants gegenüber sprangen in Scherben, eine gutturale Stimme stieß unbekannte Worte aus, und da kamen sie, alle sehr groß, sehr blond, mit rosigen Gesichtern. Sie marschierten im Gleichschritt und schauten nicht rechts noch links. Ein langer Vorbeimarsch. Hinter ihnen kamen noch Pferde, Panzer, Lastwagen, Geschütze, Feldküchen. Eine ziemlich große Abteilung blieb im Dorf. Gegen Abend kehrten die Bauern zaghaft in ihre Häuser zurück. Die Cafés öffneten wieder. Die Deutschen hackten den Kindern nicht die Hände ab; sie bezahlten, was sie verzehrten, und kauften die Eier auf den Höfen. Sie sprachen höflich; alle Geschäftsleute lächelten ihnen zu. Sie fingen sogleich mit ihrer Propaganda an: Als ich auf einer Wiese las, kamen zwei Soldaten auf mich zu. Sie radebrechten ein bisschen Französisch und versicherten mir ihre Freundschaft für das französische Volk. Nur die Engländer und die Juden hätten uns diesen Schlamassel eingebrockt. Dieses Geschwätz überraschte mich nicht. Verwirrend war nur, auf den Straßen Männern in grünen Uniformen zu begegnen, die aussahen wie alle Soldaten auf der Welt.»⁵⁴

Diesen Eindruck wollte Helga Hošková nicht teilen. Ihr erschienen die Wehrmachtssoldaten beim Einmarsch in Prag «schlecht angezogen», die Autos seien «aus dünnem Blech».⁵⁵ Doch dieses tschechoslowakische Selbstbewusstsein, das den hohen Lebensstandard des Landes und das Wissen um eine leistungsstarke Industrie widerspiegelte, schützte sie nicht vor der Angst, die sie ebenfalls bekannte. In Dänemark dagegen stellten die vielen Gerüchte, die die vorrückende Wehrmacht begleiteten, diese vor allem als eine Art seltsame Plage dar, die bald wieder von alleine verschwinden werde.⁵⁶ Auch in den Niederlanden überwog, zumal in den ländlichen Gebieten und nachdem der Schock der Bombardierung von Rotterdam nachgelassen hatte, die Einschätzung, dass man sich mit den Deutschen werde arrangieren können. Es galt nun die Sommerzeit wie im Deutschen Reich. Dort, wo es den Besatzern angebracht erschien, war

das Schwimmen verboten. Und wo immer die Truppen durchzogen, mussten im Anschluss die Quartiere gereinigt werden.⁵⁷

Dass man neuerdings in einem besetzten Land lebte, zeigte sich auch in Westeuropa an einer veränderten Lautkulisse: In Tagebüchern ist von Marschmusikkonzerten bis spät in die Nacht die Rede und davon, dass die Deutschen «wunderschön singen» können (man allerdings auch schon bald ihre strengen Auflagen kennengelernt habe).⁵⁸ Léon Werth, der mit seiner Familie aus Paris Richtung Loire geflohen war, mokierte sich darüber, dass deutsche Soldaten immer und überall piffen: «Ich beginne zu glauben, dass die Kunst des Pfeifens den Deutschen besonders lieb und teuer ist ... Es ist schwer, dies nicht als vorsätzliche Frechheit aufzufassen. Aber nein, ... wie einer von ihnen bekannte, sei der Grund [das Folgende deutsch i. O.]: «Ich bin immer lustig.»⁵⁹

Die deutschen Besatzungssoldaten waren nicht nur immer zu hören. Sie waren auch immer zu sehen – und das wenig bekleidet, nur in Unterhosen oder Badesachen, die Werth an altmodische Schlafanzüge erinnerten: «Sie sind dauernd nackt, nackt, wenn sie essen, nackt, wenn sie ihr Gewehr putzen, nackt, wenn sie rauchen. Sie sind nackt und sie schreien.»⁶⁰ Ein solches Verhalten war ihm, und nicht nur ihm, zutiefst zuwider, zumal wenn deutsche Soldaten die Franzosen auch noch darüber belehrten, dass die Moral in Frankreich wesentlich niedriger sei als in Deutschland. Immer wieder fragte sich Werth, ob die Soldaten in ihrer Kindheit schlecht erzogen worden seien oder einfach anmaßend waren.⁶¹ Wie immer seine Antwort ausgefallen sein mag, die nackten Oberkörper finden sich auch auf unzähligen der sog. Knipserbilder. Viele deutsche Rekruten hatten in Folge der Einberufung zum ersten Mal ihre heimatliche Umgebung verlassen und sahen nun die bisher unerreichbare «weite Welt». Nach dem Ende der Kampfhandlungen wähten sie sich wie im Urlaub und konnten nicht verstehen, dass ihre freundlich gemeinten Versuche, Kontakte zur französischen (oder belgischen) Bevölkerung herzustellen, auf wenig Gegenliebe stießen.⁶²

Anders, als es vielleicht ihrem Selbstbild entsprach, zeigten sich die deutschen Soldaten den Einheimischen als diejenigen, die alles durften. Und sie demonstrierten mit ihren nackten Oberkörpern, dass sie die neuen Herren waren, die ihre Körper auch in Feindesland nicht schützen mussten. Sie gaben nun den Ton an. Dies galt selbst dann, wenn es scheinbar um Freundlichkeiten ging. Wehrmachtsangehörige, so eine weitere

Beobachtung von Léon Werth, verhielten sich wie «geborene Kinderpflegerinnen». Nie aber habe er einen Soldaten gesehen, der zuvor die Eltern gefragt habe, ob es ihnen recht sei, dass er ihr Kind auf den Arm nehme: «Man hätte meinen können, das Kind gehöre ihnen aufgrund des Eroberungsrechts.»⁶³ Wie recht er damit hatte, zeigen die vielfach dokumentierten Brutalitäten deutscher Einsatzkräfte gegenüber kleinen Kindern, etwa beim Zusammentreiben der jüdischen Bevölkerungen in Polen oder der besetzten Sowjetunion. Zu den wiederkehrenden Topoi der Zeitzeugenberichte gehört, dass «die Deutschen» kleine Kinder an den Beinen ergriffen, um ihre Schädel an Wänden zu zerschmettern.⁶⁴

Im Frühjahr und Frühsommer 1940 lagen diese Ausschreitungen noch in der Zukunft. In der Gegenwart mussten die Menschen in Nord- und Westeuropa die Niederlage ihrer Armeen verkraften. Theo van den Berg berichtet von «heulende[n] niederländische[n] Soldaten»⁶⁵, Mirjam Bolle schreibt, dass «alle fertig mit den Nerven [waren]. Es schien, als wären die Menschen in diesen wenigen Tagen [bis zur Kapitulation] geschrumpft und dünner geworden.»⁶⁶ Auch in Frankreich herrschte Entsetzen angesichts des deutschen Vormarsches. Simone de Beauvoir schreibt, sie habe sich auf die nächste Bank gesetzt und geweint, als sie vom deutschen Vormarsch in Holland gehört habe.⁶⁷ Zwar galt die eigene Armee – Siegerin gegen die Deutschen im Ersten Weltkrieg – als machtvoll und gut organisiert⁶⁸, doch als deutsche Truppen Richtung französische Grenze vorrückten, schreibt sie: «Der Tod wurde zur täglichen Gegenwart, unmöglich an etwas anderes zu denken ... Ich hatte nicht mehr die Kraft zum Arbeiten, kaum noch zum Lesen. Ich ging ins Kino, hörte Musik.»⁶⁹ Nicht viel anders war es im Jahr zuvor dem polnischen Arzt Zygmunt Klukowski ergangen, der den deutschen Vormarsch nicht fassen konnte: «Ich erlebte eine schreckliche, furchtbare Woche, in deren Verlauf ich nicht in der Lage war, mein Tagebuch zu führen.» Alles, was er erlebte, erschien ihm «so schmerzlich, tragisch und erschütternd.»⁷⁰

Viele Soldaten wiederum waren verunsichert und frustriert, und dies umso mehr, wenn die Zivilbevölkerung weitere Kampfhandlungen ablehnte, um Zerstörungen zu verhindern. Außerdem fühlten sie sich gedemütigt, weil sie nicht – wie es das traditionelle Rollenbild verlangte – Frauen und Kinder schützen konnten, sondern ganz im Gegenteil oftmals in deren Schutz auf den Flüchtlingstrecks der Kriegsgefangenschaft zu entgehen suchten.⁷¹ Im Nachhinein hatten viele Franzosen, ob Soldaten

oder Angehörige der Zivilbevölkerung, Schwierigkeiten, ihre Gefühle während des Frühsommers 1940 zu beschreiben, und sagten später, sie seien in dieser Zeit wie von ihrem eigenen Leben getrennt gewesen.⁷² Frankreich, so schreibt Philippe Burrin, sei «im Tiefsten erschüttert»⁷³ worden. Viele Selbstzeugnisse bringen dies zum Ausdruck und artikulieren Unsicherheit, Schmerz, ein profundes Verletzt-Sein angesichts der Geschehnisse und das Gefühl, dass dieses besetzte Land nicht mehr Frankreich sei.⁷⁴

Wo alle Ordnung durcheinandergeraten war, wo man glaubte, sich auf nichts mehr zu verlassen können, da mussten – fast schon instinktiv – zumindest sehr basale Regeln der Geschlechterordnung aufrechterhalten werden, die sich in einer Vielzahl von Episoden wie der folgenden aus der Region Cher widerspiegelten: Französische Soldaten boten einer Gruppe von flüchtenden jungen Frauen an, sie in ihrem Auto ein Stück weit mitzunehmen. Was in einer Pause im Wald von Bigny passierte, schilderte einer der Soldaten im Nachhinein so: «Sechs schienen zu wissen, wie die Musik spielt, aber die anderen acht waren so jungfräulich wie nur möglich. Keine von ihnen wurde wirklich «vergewaltigt», aber im Wald und im Lastwagen war es schon unbequem. Die Älteste muss 22 Jahre alt gewesen sein und sie erklärte ... [Name eines beteiligten Soldaten], sie hätte sich wie ihre Freundinnen entschlossen, sich einem Franzosen hinzugeben, weil das alles sei, was sie für die Soldaten tun könnten und so die Deutschen, wenn sie ihnen in die Hände fielen, nur noch die Reste bekämen».⁷⁵

Ob die jungen Frauen die Episode ebenso schildern würden, wissen wir nicht. Tatsächlich aber haben Psychiater der französischen Armee nach dem Krieg festgestellt, dass einheimische Frauen viel häufiger von den Angehörigen der eigenen Armee vergewaltigt wurden, als dies die Fachwissenschaft lange angenommen hat.⁷⁶ Bemerkenswert an der geschilderten Episode ist jedenfalls nicht zuletzt, dass die Frauen ihre Rolle im «Geschlechterdeal» – Unterordnung – erfüllten, während die Männer als Beschützer vor (äußeren) Feinden versagten. Aber: Auch im Chaos von Krieg und Besatzung, in dem Selbstverständlichkeiten ins Wanken gerieten und viele alltägliche Routinen außer Kraft gesetzt waren, die das Leben strukturierten und Menschen Halt gaben, blieben die Grundmuster hierarchischer Geschlechterordnungen intakt und wurden, gerade weil alles ins Ungewisse zu stürzen schien, zum Teil unter Einsatz von

(sexueller) Gewalt bestätigt – in Frankreich wie auch in den anderen besetzten Ländern.

Es waren oft genug solche Vorerfahrungen mit französischen Soldaten und eine aus dem Ersten Weltkrieg stammende und in breiten Kreisen der Gesellschaft umgehende Angst vor Vergewaltigungen⁷⁷, die die ersten Begegnungen zwischen den «Erbfeinden» bestimmten. So waren Konflikte unvermeidlich, und die deutschen Besatzer verhafteten Menschen, weil sie ihnen die Zunge rausgestreckt hatten oder nicht grüßten.⁷⁸ Auch konnten gefährliche Spannungen aus an sich unbedeutenden Alltagssituationen entstehen, wenn etwa ein deutscher Soldat frisch gewaschene Kleidungsstücke von einer Wäscheleine nahm, um damit die Speichen seines Wagens zu putzen, die Besitzerin ihr Hab und Gut empört zurückforderte und dieser aggressiv reagierte.⁷⁹ Außerdem waren die Sorgen vor sexueller Gewalt nicht unbegründet, zumal unter deutschen Soldaten das Stereotyp von der sexuellen Bereitwilligkeit der Französinen weit verbreitet war.⁸⁰

Insgesamt allerdings erwiesen sich die Deutschen nicht als die Unmenschen, mit denen die Franzosen gerechnet hatten⁸¹; Vergewaltigungen durch Wehrmachtsangehörige kamen seltener vor als befürchtet und wurden von deutschen wie französischen Autoritäten ernst genommen (vor allem wenn Frauen aus dem Bürgertum die Opfer waren)⁸². Für die betroffenen Frauen aber, egal welcher sozialer Herkunft und ob in Frankreich oder einem anderen besetzten Land, bedeuteten Vergewaltigungen jedoch das Ende ihrer persönlichen Unversehrtheit, Beschämung und oft genug soziale Stigmatisierung, die einem Verlust des Selbst und der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft gleichkommen konnten.⁸³

Deutsche Ausschreitungen und Massengewalt

Selbst vor diesem Hintergrund und wie schmachvoll die Niederlage in Westeuropa auch empfunden worden sein mag: Die Erfahrungen unterscheiden sich gravierend gegenüber dem, was Männer, Frauen und Kinder im Osten Europas erlebten, wo Kampfhandlungen und Ausschreitungen vielerorts nahtlos ineinander übergingen und Gewaltaktionen gegenüber der einheimischen Bevölkerung von Anfang an das Vorrücken

deutscher Verbände prägten. Dafür stehen nicht nur die beiden schon erwähnten Beispiele Czeŝtochowa und Białystok. Insgesamt lag die Zahl der Opfer bei den Ausschreitungen wesentlich höher als zuvor beim Vorrücken der Truppen im Zuge der Besetzung des Landes. Auch ebte die Gewalt nach dem Ende der Kämpfe nicht schnell wieder ab: Bis zum Jahresende 1939 ermordeten die Todesschwadronen der Einsatzgruppen und des Volksdeutschen Selbstschutzes allein in den ins Deutsche Reich eingegliederten polnischen Westgebieten mehr als 40 000 Menschen.⁸⁴ Andere Berichte zählen in ganz Polen bis Ende Oktober 1939 mehr als 65 000 Opfer in den größeren «Aktionen», darunter viele Angehörige der polnischen Intelligenz, katholische Geistliche, Juden und Psychiatriepatienten. Zwischen einem Drittel und der Hälfte der Opfer wurde von volksdeutschen Milizen ermordet. Außerdem gingen zahlreiche Städte und Dörfer in Flammen auf.⁸⁵

Auch auf dem Gebiet der Sowjetunion gingen Kampfhandlungen und Ausschreitungen nahtlos ineinander über. Vielfach wurden unmittelbar im Zuge der Besetzung alle erwachsenen Männer interniert, so in Pskow, wo 2000 Männer verhaftet wurden. In Minsk mussten 40 000 Einwohner der Stadt tagelang auf offenem Feld ohne Versorgung ausharren. In Kursk inhaftierten die Besatzer alle jüdischen Männer sowie Personen, die Papiere kommunistischen Inhalts, etwa Parteiausweise, bei sich trugen oder die denunziert worden waren. Ferner unterbanden die Besatzer Migration und griffen Flüchtlinge, Evakuierte und Menschen, die auf der Suche nach vermissten Angehörigen waren, auf. Besonders gefährdet waren versprengte oder desertierte sowjetische Armeeangehörige, denn Männer, die die Deutschen aufgrund von Alter und Haarschnitt für Rotarmisten hielten, wurden nicht selten erschossen. Erschossen wurden auch Menschen, die den Besatzern als asozial galten – weil sie arm waren und bettelten.⁸⁶

Einer besonderen Gefahr waren Frauen und Mädchen ausgesetzt. Jefim Gechtman erlebte den deutschen Einmarsch in Riga und hielt noch während des Krieges fest: «In dieser ersten Nacht des Besatzungsregimes veranstalteten die Offiziere ... ein Saufgelage. Zu dieser Orgie ließen sie sich einige Dutzend jüdischer Mädchen kommen, zwangen sie, sich völlig zu entkleiden, zu tanzen und zu singen. Viele der Unglücklichen wurden vergewaltigt, danach auf den Hof geführt und erschossen.»⁸⁷ Das Schicksal dieser jungen Frauen stellte keinen Einzelfall dar.⁸⁸ Die Täter

waren nicht selten dieselben Männer, die sich zuvor in Frankreich um einen guten Kontakt zur einheimischen Bevölkerung bemüht hatten und über die Simone de Beauvoir berichtet, dass sie im Geschäft für die Dinge bezahlten, die sie haben wollten. Ganz anders stellte sich die Lage in Polen und in der Sowjetunion dar. Ein ununterbrochener Strom von Berichten hält fest, dass deutsche Soldaten mit vorgehaltener Waffe plünderten und oft genug das, was sie nicht mitnahmen, zerstörten oder in Brand steckten, so dass sich im Herbst die Versorgungslage empfindlich zu verschlechtern begann.⁸⁹

In diesem Verhalten spiegelt sich wider, dass deutsche Soldaten schon in den Krieg gegen Polen in der Überzeugung gezogen waren, es mit einem inferioren Gegner zu tun zu haben. Den Krieg gegen die Sowjetunion führten sie als rassistischen Weltanschauungskampf.⁹⁰ Dabei kannte der Rassismus der Besatzer viele Ausprägungen, und so konnte ihnen letztlich jedes Verhalten der Einheimischen verdächtig vorkommen. Selbst wer sich unterwarf, so der Verdacht, verstellte sich vielleicht nur. Die Reaktionen waren fast immer gleich: Die Besatzer griffen zu Gewalt und beantworteten tatsächlichen oder vermeintlichen Widerstand mit Repressalien. Daher kostete nicht nur der Krieg gegen Polen schon in den ersten Wochen so viele zivile Opfer – Männer, Frauen und Kinder – das Leben.⁹¹ Auch bei der Eroberung von Kreta erschossen deutsche Verbände in vielen Dörfern alle Männer in wehrfähigem Alter.⁹² Unübersehbar wütete der Rassismus auch auf dem Gebiet der Sowjetunion. Hier verfügte die Heeresführung am 23. Juli 1941, also einen Monat nach dem deutschen Überfall, in einer Weisung, dass die «Besatzungsmacht denjenigen Schrecken verbreitet, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Widersetzlichkeit zu nehmen.»⁹³

Besonders hart wurde die einheimische jüdische Bevölkerung getroffen: Antisemitische Gräueltaten und Massaker begleiteten das Vorrücken deutscher Truppen von Anfang an. Vor allem in Südpolen brannten im September 1939 überall die Synagogen. Im zentralpolnischen Zgierz vertrieben deutsche Soldaten und Polizisten am 7. September 1939 fünfhundert Jüdinnen und Juden aus ihren Wohnungen, plünderten diese und sperrten die Unglücklichen ohne Verpflegung in einer Synagoge ein. Jüdische Männer mussten das Abschneiden oder Absengen ihrer Bärte erdulden. Der Gemeinde wurden «Bußgelder» auferlegt und der Rabbiner gezwungen, eine Erklärung zu unterschreiben, wonach die jüdische Be-



Brennende Synagoge
in Litauen nach
deutschem Ein-
marsch 1941

völkerung selbst Feuer an ihr Gotteshaus gelegt habe.⁹⁴ Ebenfalls Anfang September 1939 wurde im ostoberschlesischen Będzin ein Massaker an der jüdischen Bevölkerung verübt, die ungefähr die Hälfte der Einwohner der Stadt ausmachte. Der Fluss, so sagten Überlebende später, sei tagelang vom Blut rot gefärbt gewesen, und die Leichen hätten in den Straßen der Stadt gelegen.⁹⁵ In Przemyśl in den Vorkarpaten nahmen deutsche Soldaten und Einsatzgruppenangehörige Mitte September 1939, bevor die Wehrmacht diese Region an die Rote Armee abtrat, jüdische Männer in großer Zahl fest und erschossen mehrere hundert von ihnen. Ein Überlebender berichtete anschließend: «Polen versammelten sich auf den Bürgersteigen, ungläubig, einige von ihnen bekreuzigten sich angesichts des schrecklichen Anblicks.»⁹⁶

Die Geschichte dessen, was erst später *Shoah* genannt wurde, kennt solche Episoden in übergroßer Zahl auch aus der besetzten Sowjetunion. Dabei wiederholten sich bestimmte Formen tödlicher Demütigungen: «Als die ersten Deutschen einmarschierten, suchten sie sich ungefähr zehn ältere Juden aus, trieben sie durch das Dorf, schlugen und verspotteten sie. Dann schnitten sie ihnen mit Messern die Bärte mit der Haut ab und erschossen sie auf dem Platz. Sie durften ein paar Tage lang nicht beerdigt werden.»⁹⁷ Eine andere Form der Verhöhnung als Männer und religiöse Juden bestand darin, sie zum Anlegen von Talit und Zizit zu zwingen, um in der Synagoge dafür zu beten, dass ihnen ihre an den Deutschen begangenen Sünden vergeben würden, bevor sie dort lebendig verbrannt wurden.⁹⁸ Ebenfalls weit verbreitet war es, Juden zu besonders dreckigen oder gefährlichen Arbeiten heranzuziehen. Manche Besatzer zeigten sich als geradezu «einfallsreich» in ihrer Grausamkeit: Im ukrainischen Berdytschiw verschleppten deutsche Soldaten Juden in eine Lederfabrik und zwangen sie dort, in Bottiche mit ätzender Säure zu steigen, um ihnen «das jüdische Fell» zu gerben. Ihre Kameraden griffen mehrere Dutzend Frauen auf, die sich am Hnylopjät ausziehen mussten. Wer den Fluss durchschwimmen könne, so hieß es, dürfe weiterleben. Tatsächlich jedoch hatten die Soldaten ihren Spaß daran, die Frauen so lange schwimmen zu lassen, bis auch die letzte ertrunken war.⁹⁹ Solche Grausamkeiten muten sinnlos an, und tatsächlich genügt diese Form der Gewalt, die autotelische, sich selbst. Über das Leiden und den Schmerz der Opfer hinaus hat sie keine Ziele, sondern beschränkt sich darauf, mit den Empfindungen der Gemarteten, mit ihrer Angst, Ohnmacht, Verzweiflung und Todesfurcht zu spielen.¹⁰⁰

So explodierte auf dem Gebiet der Sowjetunion die antisemitische Gewalt, und die Opferzahlen stiegen noch schneller an als zu Beginn des Polenfeldzuges.¹⁰¹ Vorbereitet durch den Einmarsch der Wehrmacht sind blutige Ausschreitungen unter Beteiligung von Einheimischen aus den ehemals polnischen *kresy*, aus Galizien und Wolhynien, aus Lettland und Litauen, aus Bessarabien und der Bukowina überliefert.¹⁰² In Estland fanden wohl nur deswegen keine Pogrome statt, weil hier kaum tausend Juden lebten und diejenigen, die sich nicht auf sowjetisches Gebiet in Sicherheit gebracht hatten, von einheimischen Sicherheitskräften ermordet wurden.¹⁰³ Auch in der Zentral- und Südukraine blieb die Lage weitgehend ruhig, was bemerkenswert ist, weil hier brutale Massaker in den



Begrüßung deutscher Soldaten, Sowjetunion 1941

Jahren 1918 bis 1920 viele jüdische Opfer gekostet hatten und der Volksmund die katastrophale Hungersnot von 1932/33 den «Judeobolschewisten» in die Schuhe schob.¹⁰⁴

Zu Hochburgen antisemitischer Gewalt wurden in einem Gebietsstreifen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer vor allem jene Gebiete, die erst kurz zuvor, 1939 oder 1940, von der Sowjetunion annektiert worden waren und im Anschluss daran eine brutale Sowjetisierung erfahren hatten: Hier waren die Erinnerungen an willkürliche Verhaftungen und Erschießungen, Deportationen und Umsiedlungen noch frisch. Schätzungen zufolge hatten die neuen Machthaber allein aus dem alten Ostpolen mehr als eine Million Menschen vertrieben. Hinzu kamen Zwangstransporte. Allein 40 000 Menschen schaffte die Sowjetmacht an nur zwei Tagen kurz vor dem deutschen Einmarsch aus dem Baltikum fort.¹⁰⁵

Es waren solche Erfahrungen, die Einheimische im Baltikum, in Belarus und in der Westukraine die einrückenden deutschen Soldaten als Befreier begrüßen und ihnen Brot und Salz reichen ließen.¹⁰⁶ Hier verbanden sich vielerorts Erinnerungen an eine harte, aber alles in allem erträgliche deutsche Besatzung im Ersten Weltkrieg mit der Hoffnung,

nationale Ziele realisieren zu können. Diese politischen Agenden einheimischer nationalistischer Gruppen standen auch bei den frühen Massakern an jüdischen Nachbarn im Vordergrund.¹⁰⁷ Die (einheimischen) Täter sahen in ihnen Akte der «nationalen Reinigung», die vergessen machen sollten, dass sie keinen Widerstand gegen die sowjetische Besatzung geleistet hatten. Deren Verbrechen wurden nun kollektiv «den Juden» zugeschrieben.¹⁰⁸ Viele feierten in großen Demonstrationen begeistert das Ende des «Judeobolschewismus», zwangen Juden, die Internationale zu singen, mit Stalinportraits durch die Straßen zu marschieren oder sowjetische Monumente zu zerstören.¹⁰⁹ Außerdem offenbarten die Massaker, welchen Staat die Nationalisten schaffen wollten: Einen Staat ohne Juden. Vorstellungen gewaltsamer ethnischer Säuberungen, die neben Juden auch Polen und Roma einschlossen, waren vor allem der OUN, der Organisation Ukrainischer Nationalisten, nicht fremd. Die Pogrome der Westukraine – 140 allein im Sommer 1941 – sind ohne ihr Netzwerk aus bewaffneten Stoßtrupps, die Ausschreitungen initiierten und koordinierten sowie lauthals den Einsatz «deutscher Methoden» forderten, nicht vorstellbar.¹¹⁰ Unter ihren Anführern finden sich viele Personen, die in der Sowjetunion verfolgt worden waren oder Familienangehörige verloren hatten. Hervor taten sich allerdings auch jene, die dem Sowjetregime eng verbunden gewesen waren und nun ihre neuen Loyalitäten zu beweisen suchten: In den Augen ukrainischer wie lettischer Nationalisten tilgte die Ermordung mindestens eines Juden frühere nationalpolitische «Sünden».¹¹¹

Wer jedoch meint, jüdische Menschen seien vorzugsweise dort zu Opfern antisemitischer Gewalt geworden, wo sie eine kleine Minderheit darstellten und ihre Gegner vermeintlich leichtes Spiel hatten, irrt. Tatsächlich waren zum Beispiel in Ostgalizien die Auseinandersetzungen dort besonders gewalttätig, wo der jüdische Bevölkerungsanteil relativ hoch war.¹¹² Ähnliches gilt für die polnischen Wojwodschaften Białystok und Łomża: Massaker und Pogrome lassen sich im Sommer 1941 in mehr als 200 Ortschaften nachweisen, und auch hier waren vor allem Siedlungen betroffen, in denen Juden die Mehrheit oder zumindest eine substantielle Minderheit der Bevölkerung ausmachten. Dort fielen Juden schon durch ihre Zahl auf, und je größer ihre Sichtbarkeit, desto wahrscheinlicher waren Pogrome. Diese Logik galt besonders, wo Juden sich in den Zwanziger- und Dreißigerjahren in Minderheitenparteien engagiert hatten. In

einer nationalpolnisch orientierten politischen Umgebung wurden sie dadurch als «die Anderen» wahrgenommen, die sich einer durchgehenden Polonisierung entgegengestellt hatten. Als die Wehrmacht einmarschierte, kam es unter den Nichtjuden kaum jemandem in den Sinn, sich für die angeblichen «jüdischen Unruhestifter» zu verwenden, zumal wo christliche Vorurteile von «den Juden» als «Gottesmördern» weit verbreitet waren. Eher ließ man die Pogromisten gewähren oder ermutigte sie gar.¹¹³

Die Ausschreitungen des Sommers 1941, gespeist aus Antisemitismus und Antikommunismus, spielten den deutschen Besatzern in die Hände, die genau daran ein starkes Interesse hatten, wie ein Schreiben von Reinhard Heydrich, Chef des Reichssicherheitshauptamtes, belegt. Er wies die Einsatzgruppen der SS an, «den Selbstreinigungsbestrebungen antikommunistischer und antijüdischer Kreise in den neu zu besetzenden Gebieten ... kein Hindernis zu bereiten. Sie sind im Gegenteil, allerdings spurenlos[,] auszulösen, zu intensivieren, wenn erforderlich[,] und in die richtigen Bahnen zu lenken, ohne dass sich diese örtlichen «Selbstschutzkreise» später auf Anordnungen oder auf gegebene politische Zusicherungen berufen können.»¹¹⁴

Gerade in den an Ostpreußen und das Generalgouvernement östlich angrenzenden Gebieten gelang es den deutschen Besatzern relativ leicht, die örtliche polnische, litauische oder ukrainische Bevölkerung zu Massakern an der jüdischen Bevölkerung zu bewegen.¹¹⁵ Bei Anregungen allein blieb es nicht, denn neben den frühen Ausschreitungen deutscher Besatzungskräfte fällt auch der Beginn der Massenerschießungen von Einsatzgruppen und Polizeibataillonen in diese Zeit. Die Gewalt richtet sich in diesen ersten Wochen des Krieges vor allem gegen jüdische Männer im wehrfähigen Alter. Zum Teil suchten die deutschen Exekutoren besonders nach Mitgliedern der Kommunistischen Partei und nach Staatsbediensteten, vielfach wurden aber auch unterschiedslos bis auf einige Handwerker und Ärzte alle jüdischen Männer ermordet. Allein aus den ersten beiden Feldzugswochen sind zumindest sechs große Massenverbrechen überliefert, die in Białystok, Luzk, Lwiw, Kaunas und Brest mehr als 15 600 überwiegend jüdische Männer, aber auch Frauen das Leben kosteten.¹¹⁶ In Polesien, einem Tieflandstreifen zwischen den Flussgebieten des Bug und des Prypjat, zu dem auch Brest als größte Stadt gehört, ermordete eine SS-Einheit in zwei Wochen Ende Juli mehr als 10 000 jüdische Männer, Frauen und Kinder.¹¹⁷ Das größte Einzelmassaker jedoch fand

Ende September 1941 in Kyjiw, in der Schlucht von Babyn Jar, statt. Hier brachten die Angehörigen des SS-Sonderkommandos 4a und zweier Polizeibataillone 33 771 jüdische Männer, Frauen und Kinder um. Dies war ihre Reaktion darauf, dass Agenten des NKWD und Rotarmisten über Zeitzündler Explosionen in der deutsch besetzten Stadt ausgelöst hatten, die auch die einheimische Bevölkerung in Schrecken und Wut versetzten.¹¹⁸ Vor allem aber zeigte die von deutschen Kräften ins Werk gesetzte antisemitische Massengewalt, welchen Wert jüdisches Leben in ihren Augen noch hatte: Keinen mehr.

Es ist diese Botschaft, dass jüdisches Leben überall und jederzeit sein brutales Ende finden konnte, die vom Gewaltregime der deutschen Besatzer in Polen und der Sowjetunion ausging. Für nationalistische Kreise, darunter im Generalgouvernement ausgebildete ukrainische Milizen, und Angehörige der örtlichen Bevölkerungen, die auf Bereicherung aus waren, war sie hinreichend attraktiv, um sich ein Vorbild zu nehmen.¹¹⁹ Einer der erschütterndsten Exzesse verbindet sich mit dem Namen Lwiw: Hier rückte die Rote Armee am 22. 6. 1941 ab und wurde dabei von ukrainischen Nationalisten beschossen, die jedoch der noch anwesende NKWD überwältigte. Als eine Woche später, am 30.6., deutsche Truppen, darunter auch ein Bataillon mit ukrainischen Soldaten, in die Stadt einrückte, konnten sie die strategisch wichtigen Punkte der Stadt kampfflos besetzen und wurden von der ukrainischen wie polnischen Bevölkerung enthusiastisch begrüßt. Schon bald wurden in drei örtlichen Gefängnissen die sterblichen Überreste von politischen Häftlingen gefunden, die der NKWD ermordet hatte. Schnell verbreiteten sich Gerüchte, die Leichen seien wegen grausamer Folterungen in schrecklichem Zustand. Noch am gleichen Tag zwangen deutsche Besatzer jüdische Männer, die sich schon zersetzenden Leichen auf die Gefängnishöfe zu tragen, damit die Angehörigen sie identifizieren konnten, und bereiteten die propagandistische Instrumentalisierung der NKWD-Morde durch die Presse vor.¹²⁰

Nicht ganz gesichert ist, wann es zu den ersten Gewalttaten kam. Fraglos jedoch fanden seit den frühen Morgenstunden des 1. Juli 1941 organisierte und koordinierte Massaker durch Einheimische statt, die bis zum nächsten Tag andauerten. Jüdische Männer, Frauen und Kinder wurden aus ihren Häusern gezerrt oder auf offener Straße aufgegriffen, mit Steinen beworfen, mit Fäusten, Stöcken und Stangen geschlagen und zu den drei Gefängnissen geschleift. Ukrainische Milizionäre zwangen

Unglückliche, den Weg kriechend zurückzulegen. Schwangere erlitten Fehlgeburten, Kinder jagten mit Stöcken halbnackte Frauen. Viele wurden brutal gedemütigt. Felicja Heller erinnerte sich, dass ukrainische Milizangehörige ihre Nachbarin zwingen, Straßen mit einer Zahnbürste zu reinigen; andere mussten Toiletten mit ihrer eigenen Kleidung putzen oder Plätze mit bloßen Händen säubern und wurden dabei heftig geschlagen. Angetrieben von der Aussicht auf Plünderungen waren auch Ukrainer aus der Umgebung nach Lwiw gekommen. Alfred Monaster blieb ein Mann mit einem blau-gelben Band im Gedächtnis, der gerufen habe: «Nehmt alles, was ihr braucht! Heute dürfen wir alles! Jeder bekommt, was er möchte! Bettwäsche! Kleidung! Möbel! Nehmt alles[,] was ihr braucht!»¹²¹

Die Ausschreitungen waren von kaum beschreibbarer Brutalität. Kurt Lewin, der in einem der Gefängnisse arbeiten musste, prägte sich besonders ein elegant gekleideter Ukrainer ein, der Juden mit einem eisenbeschlagenen Stock prügelte und dabei besonders auf die Köpfe zielte: «Mit jedem Schlag riss er Hautlappen ab. Einigen Menschen schlug er die Augen aus, riss die Ohren ab.» Als der Stock brach, machte er mit einem angebrannten Holzstück weiter und tötete dabei Lewins Nachbarn: «[D]er Schädel platzte und das Gehirn spritze in alle Richtungen, auch auf mein Gesicht und meine Kleidung.»¹²²

Manche der Gewaltformen nahmen in perverser Weise spätere Kennzeichnungspraktiken der Besatzer vorweg: Ein deutscher Offizier hielt in seinem Tagebuch fest, dass er viele an der Nase verletzte Juden gesehen habe, was ihm ein Ukrainer erklären konnte: Bei Pogromen sei es üblich, Juden die Nase zu brechen, um sie von Nichtjuden unterscheiden zu können.¹²³ In den Gefängnissen wiederum wurden vor allem jüdische Frauen gezwungen, die Leichen zu waschen und ihnen die Hände zu küssen, um der Bevölkerung zu zeigen, wen sie für die NKWD-Morde zur Rechenschaft ziehen müsse.¹²⁴

Krieg und Besatzung schufen Ermöglichungsräume von Gewalt, «in denen erlaubt wird, was andernorts verboten ist».¹²⁵ Verstörend bei dieser Gewalt ist auch, dass sie «sinn»-los erscheint, sich offenbar selbst genügt. Doch ebendarin liegt ihr Sinn: Sie macht Menschen zu Opfern. Damit stellt sie eine Form der sozialen Ordnung her, denn sie richtet die Beziehungen zwischen Menschen neu ein.¹²⁶ Wesentlich geprägt werden die Beziehungen nun dadurch, dass das Erleben der Opfer zu den Intentio-

nen der Täter gehört.¹²⁷ Die brutalen Morde, die perverse Kennzeichnung durch gebrochene Nasen, das Gezwungen-Sein, den Toten die Hände zu küssen und damit verantwortlich gemacht zu werden, die Demütigungen aller Art – alle diese Gewaltformen machten den jüdischen Opfern und ihren Nachbar:innen in aller Öffentlichkeit und damit Sichtbarkeit unmissverständlich klar, dass das Leben unter Besatzung von jetzt an durch Gewalt gekennzeichnet sein würde. Für die jüdische Bevölkerung bedeutete dies, dass sie existentiell bedroht war, dass ihre Verletzbarkeit weit über die eigentlichen Kampfhandlungen hinausreichte, denen man vielleicht im Schutz von Bunkern und Kellern entgehen konnte, sondern dass Schutzlosigkeit zum Zeichen der Zeit geworden war. Nicht alles mag den verstörten Opfern unmittelbar klar gewesen sein, doch es sollte sich ihnen nur zu bald als Erkenntnis aufdrängen.

Die Brutalität der Kriegsführung und vor allem der nahtlose Übergang von Kampfhandlungen in Ausschreitungen im (süd-)östlichen Europa lassen jedoch in den Hintergrund treten, dass es im Erleben von Krieg und Besatzung in West- und Osteuropa trotz aller Unterschiede auch Gemeinsamkeiten gab. Dazu gehört zunächst die sehr basale Erfahrung des Verletzbar-Seins¹²⁸ und damit verbunden der Unsicherheit. Diese Empfindungen rührten nicht nur aus dem Erleben von Kampfhandlungen her, sondern waren umfassender der Unübersichtlichkeit der Situation geschuldet. Vielerorts kursierten hochgradig absurde Gerüchte: In Belgrad hieß es, die eigene Luftwaffe bombardiere Wien und Berlin. In Kyjiw wurde verbreitet, Hitler stamme von einer russischen Prinzessin ab und interessiere sich für die einheimische Architektur. In den Niederlanden erzählte man sich, die deutschen Fallschirmspringer seien als Nonnen getarnt und setzten Giftgas ein.¹²⁹ Gerüchte treten besonders in Zeiten des Kontrollverlusts auf, wie sie eine Besatzung in hohem Maße darstellt. Sie spiegeln zudem wider, wie groß der Informationsmangel ist und was sich Menschen in einer Ausnahmesituation als möglich vorstellen können.¹³⁰

Tatsächlich unterlagen Zeitungen und Rundfunk überall der Zensur und hinkten, wenn sie überhaupt erschienen bzw. sendeten, den Ereignissen hinterher. In Frankreich mussten sich die Journalisten den Direktiven der eigenen Militärs beugen, die eine Panik unter der Zivilbevölkerung verhindern wollten. Überall vermeldeten sie daher Durchhalteparolen, die schon bald niemand mehr beachtete. Oder die Menschen glaubten an Verrat, nachdem sie erst optimistische Berichte über die Kampfhandlungen

gen gehört hatten, dann aber mit der Niederlage konfrontiert wurden.¹³¹ Die oft erschütternden Nachrichten, die Flüchtlinge mitbrachten¹³², lösten dagegen vor allem Unglauben aus. Im ukrainischen Berdytschiw zum Beispiel, wo mehrere tausend Aufnahme gefunden hatten, berichteten sie von Verfolgung und antisemitischen Ausschreitungen in Polen. Mariia Beizerman, die ein jüdisches Künstlerehepaar aus Warschau beherbergt hatte, erinnerte sich später: «Diese armen Leute wurden hier erschossen ... Es waren Juden. Niemand hat ihnen geglaubt. Niemand hat gedacht, dass es bei uns auch so kommt.»¹³³

Aber es kam so. Wohin immer deutsche Verbände vorrückten, wann immer die deutsche Luftwaffe fremde Städte überflog, mussten Menschen, die kaum über gesicherte Informationen verfügten, wesentliche Entscheidungen treffen, vor allem: Bleiben oder fliehen? Erschwert wurden diese Entscheidungen von dem um sich greifenden Chaos. Gerade in der westlichen Sowjetunion war es zu Kriegsbeginn oft unbeschreiblich: Zivilist:innen sahen sich gefangen zwischen schnell vorrückenden deutschen Truppen und Rotarmisten, bei denen nicht immer erkennbar war, ob sie sich zurückzogen oder erst versuchten, zu ihren Einheiten zu gelangen.¹³⁴ Hinzu kam eine sowjetische Politik der verbrannten Erde, die die Menschen fassungslos zurückließ. Von Stalin angeordnet, um dem einrückenden Feind Ressourcen zu entziehen, traf die Sprengung von Betrieben, die Zerstörung von landwirtschaftlichem Gerät und das Verbrennen von eingelagerten Lebensmitteln an erster Stelle die eigene Bevölkerung.¹³⁵

Wut brach sich in Plünderungen Bahn, so zum Beispiel im südukrainischen Cherson, wo unter anderem eine Seifenfabrik brannte: «Diese Dreckskerle, diese Blutsauger. Sie haben uns ausgeraubt und ausgebeutet und nun verbrennen sie alles. Warum haben sie diese Vorräte gehortet? Warum haben sie uns nichts davon gegeben?» und «Diese Bastarde, diese Parasiten, wie viele Jahre haben sie uns keine Seife gegeben und nun stecken sie alles in Brand?»¹³⁶ Immer wieder spielten sich bei den Plünderungen erschütternde Szenen ab: In Minsk versuchten Menschen vor der Süßwarenfabrik *Kommunarka*, geplünderten Sirup aus großen Kübeln abzuschöpfen. Manche fielen hinein und ertranken.¹³⁷ Auf dem Lande wiederum dachten Bauern gar nicht daran, die Zerstörung ihrer Lebensgrundlage zuzulassen. Vielmehr nutzten sie die Gelegenheit, um sich selbst zu «dekollektivieren», und teilten Gerätschaften wie auch Tiere unter sich auf.¹³⁸

Evakuierungen und Flucht

Das allgemeine Durcheinander wurde durch die Auswirkungen der Evakuierungsmaßnahmen noch verschärft. Geschützt werden sollten vor allem Produktionsmittel, die dazugehörigen Betriebsführer und Facharbeiter sowie (höhere) Funktionäre des Regimes.¹³⁹ Allen anderen war es bei Strafe verboten, den Arbeitsplatz zu verlassen.¹⁴⁰ Flucht wurde als Defätismus gegeißelt.¹⁴¹ Dabei konnten einfache Sowjetbürger überall beobachten, dass gerade die Kader von Partei und Staat ihre Dienstwagen nutzten, um sich abzusetzen – oft mit Möbeln, Hausrat und sogar Topfpflanzen.¹⁴²

Dennoch sind die schieren Zahlen beeindruckend: Zwischen dem Beginn der Invasion im Sommer 1941 und dem Herbst 1942 wurden etwa 16,5 Millionen Sowjetbürger:innen ins Innere des Landes verbracht. Dies sind hohe Zahlen, wenn man bedenkt, dass Industriekapazitäten Priorität für die Staats- und Parteiführung hatten. Ihre Verlagerung kam einer «logistischen Meisterleistung»¹⁴³ gleich. Sie konnte jedoch nur erbracht werden, weil das Regime auf die Bedürfnisse der Bevölkerung keine Rücksicht nahm.¹⁴⁴ Tatsächlich ähnelten die Maßnahmen vielfach Deportationen, denn die Verantwortlichen des NKWD griffen auf ihre Erfahrungen mit früheren Bevölkerungstransfers zurück, wie zum Beispiel bei der Zwangsumsiedlung der sog. Kulaken.¹⁴⁵

Evakuierung «Soviet style» bedeutete, dass viele Menschen unendlich lange unterwegs waren, auf der «Reise» kaum versorgt wurden und auch die Aufnahmeorte vielfach überfordert waren. Von Kyjiw ins südrussische Kuibyschew (heute Samára) an der Wolga dauerte es oftmals mehr als drei Monate; nicht zuletzt, weil es keine Transportkapazitäten gab. Eine Kolchosa aus der Oblast Dnipropetrowsk im Südosten der Ukraine startete ihren Treck ostwärts Ende August 1941 mit 263 Menschen, darunter viele Kinder, und 1200 Stück Vieh. Nach zweieinhalb Monaten und mehr als tausend Kilometern bezogen sie ein Winterquartier, bevor sie im Frühjahr 1942 weitere dreitausend Kilometer bis zu ihrem Zielort zurücklegten. Die Strapazen für die Menschen waren kaum zu beschreiben, und am Ende standen die, die den Treck überlebt hatten, dennoch vor dem Nichts: Ihr Vieh hatten sie unterwegs nicht ausreichend versorgen können und daher nach und nach bei den Sammelstellen der Roten Armee

abgegeben.¹⁴⁶ Das fröhliche Wort «Zuhause» – dichtete Anna Achmatova, selbst aus Leningrad ins usbekische Taschkent evakuiert – kenne niemand mehr. Alle schauten vielmehr aus fremden Fenstern.¹⁴⁷ Damit sprach sie Hunderttausenden aus der Seele.

So eindrücklich das Beispiel der Kolchose ist: Die meisten Evakuierten stammten aus Städten. Während im Westen der Sowjetunion der schnelle Vormarsch der Wehrmacht und die chaotische Durchführung der Maßnahmen viele Menschen eher daran hinderten, sich in Sicherheit zu bringen, ändert sich das Bild, je weiter man nach Osten schaut. Hier wurden manche Orte regelrecht entvölkert: Aus den Gebieten, die bis Mitte Juli 1941 erobert wurden, konnten etwa zwanzig Prozent der städtischen Bevölkerung fliehen oder evakuiert werden. Das weiter östlich gelegene Minsk verlor ein Drittel seiner Einwohnerschaft, Kyjiw, Dnipropetrowsk, Charkiw oder Babruisk etwa je die Hälfte. In Homel blieb gar nur jede:r Dritte, in Smolensk sogar nur jede:r Zehnte.¹⁴⁸

Evakuierungsmaßnahmen gab es jedoch nicht nur in der Sowjetunion. Auf den Kanalinseln sollten auf diese Weise vor allem Kinder geschützt werden: Auf Guernsey wurden 17 000 der 42 000 Einwohner in Sicherheit gebracht, darunter fast alle Schulkinder; auf Jersey 6500 von 50 000 Einwohner:innen, auf Sark 129 von 600. Auf Alderney verblieben gar nur 19 Personen. In der Praxis nahm die Evakuierung vielfach die Züge einer überstürzten Flucht an: «Wir sahen, wie Autos zum Pier gefahren wurden, Leute herauspurzelten, die Koffer hinter sich herschleppen und ihre Fahrzeuge mit offenen Türen und laufenden Motoren stehen ließen, um bloß an Bord eines Schiffes zu gelangen. Und weg waren sie.»¹⁴⁹

Solche Zustände wollten die Behörden in Frankreich unbedingt vermeiden, und so hatten die zuständigen Stellen seit der Remilitarisierung des Rheinlandes 1936 eine geordnete Evakuierung vorbereitet: Spontane Fluchtbewegungen sollten Truppenverlegungen und Nachschubtransporte nicht behindern. Im Spätsommer 1938, nach der Unterzeichnung des Münchener Abkommens, begann die Umsetzung. Große Tafeln informierten nun die Bevölkerung im Elsass und in Lothringen über ihre Bestimmungsorte im Falle einer Evakuierung. Als der «Ernstfall» am 1. September 1939 eintrat, mussten etwa 600 000 Menschen ihr Zuhause verlassen und sich auf den Weg vor allem in den Südwesten Frankreichs machen. Mitnehmen durften sie dreißig Kilo Gepäck – für Frauen mit Kindern und alte Menschen eine kräftezehrende Herausforderung.¹⁵⁰ Die

Städte boten bald schon einen unbekanntem Anblick: «Die Straßen sind verlassen, bis auf einige Gendarmen und Zollbeamte, die nach dem Rechten sehen, Rudel von unruhigen, streunenden Hunden und traurige, hungrige Katzen, gelegentlich eine Hühnerschar» – so der Zweigstellenleiter der *Banque de France*, Monsieur Clément, über das evakuierte Straßburg. Die Aufnahmegemeinden dagegen platzten aus allen Nähten.¹⁵¹

Als der Krieg dann wirklich begann, als deutsche Truppen scheinbar unaufhaltsam vorrückten, flohen Hunderttausende, manche in wilder Panik, manche nach quälenden Beratschlagungen. Daran erinnert sich Naum Epelfeld, den wir im Kontext der Bombardierung von Berdytschiw kennengelernt haben: «Im Familienrat sagte Mama, wir müssten unverzüglich wegfahren ... Vater lehnte das kategorisch ab. Er sagte, er könne nicht alles zurücklassen, was er sich im Leben erarbeitet habe. Als zweiten Grund fügte er an, dass die Deutschen eine gebildete Nation seien, woran er sich aus dem Jahr 1914 erinnere; sie hätten sich den Juden gegenüber immer anständig verhalten. Dennoch gelang es, Vater davon zu überzeugen, dass es notwendig sei, alles stehen und liegen zu lassen und nach Osten zu fahren. Doch zu dem Zeitpunkt, als diese weise Entscheidung getroffen wurde, war es schon unmöglich geworden[,] wegzufahren.»¹⁵²

Hier waren Kinder und Eltern beisammen, doch da der Kriegsausbruch in der Sowjetunion viele Familien in den Schulferien überraschte, versuchten Eltern oft verzweifelt, ihre Kinder, die in Pionierlagern oder bei Verwandten auf dem Lande waren, in dem einsetzenden Chaos zu sich zu holen.¹⁵³ Besonders eng waren die Bande vielfach in jüdischen Familien. Immer wieder zeigt sich, dass jüngere Familienmitglieder sich durchaus in Sicherheit hätten bringen können, aber keinesfalls Eltern und Großeltern zurücklassen wollten. So erinnert sich Chaim Ajzen, der 1939 in Hrubieszów, nahe der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie, lebte, dass sich viele Familien der abziehenden Roten Armee anschlossen. Auch in seiner Familie wurde darüber diskutiert, doch letztlich entschied der Vater dagegen. Später schlug ihm ein Freund vor, gemeinsam zu fliehen. Chaim Ajzen erinnert sich: «Ich wusste, dass das eine vernünftige Lösung für mich war, und ich wusste, dass ich nicht gehen würde. Ich liebte meine Familie zu sehr und war ihr zu eng verbunden, als dass ich sie hätte hier lassen und weggehen können.»¹⁵⁴

Die Dramen, die der Entscheidung «bleiben oder gehen» vorausgingen, unterschieden sich nur wenig zwischen Ost und West. Aus Ams-

terdam berichtet Mirjam Bolle, dass die Familie mit Fischerbooten über den heftig bombardierten Hafen von IJmuiden habe fliehen wollen: «Ich war völlig außer mir und flehte Vater und Mutter an, es zu versuchen. Die wollten, dass wir, Bobby [die Schwester] und ich, gingen, aber als ich mir die Sorgen vorstellte und all den Kummer, den sie unseretwegen und wir ihretwegen haben würden, drehte ich ganz durch. Sie willigten schließlich ein mitzukommen, und auch Lea sollte uns begleiten. Onkel Meijer und Onkel Moos waren bei uns, und Großmutter jammerte, man würde sie im Stich lassen. Es war ein unbeschreibliches Geheule. Die Familie de Groot [mit der man gemeinsam hatte fliehen wollen] fuhr weg, aber wir passten nicht mehr ins Auto. Also fuhren wir nicht.»¹⁵⁵

Die Beispiele zeigen, was in vielen Familien diskutiert wurde. Hinzu kam: Wie sollte man umgehen mit Alten, Kranken, mit hochschwangeren Frauen, Neugeborenen und Kleinkindern – mit all jenen, die eine beschwerliche Reise ins Ungewisse kaum verkraften konnten?¹⁵⁶ Nicht selten wurden Kinder auf Kosten der Alten gerettet.¹⁵⁷ Louis de Jong, ein jüdischer Publizist, etwa überredete seine Großeltern, ihre Plätze im Fluchtauto seinen Eltern und seiner Schwester zu überlassen.¹⁵⁸ Große Sorgen bereitete den Geflüchteten auch, wie sie unterwegs den Kontakt zu ihren Männern und Söhnen an der Front aufrechterhalten sollten und von Gefangenennahmen oder Verwundungen erfahren würden.¹⁵⁹

Bei der Entscheidung «fliehen oder bleiben» spielten Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle. In Belgien und Frankreich ließen die Erlebnisse der Jahre 1914 bis 1918 Tausende ihr Heil in der Flucht suchen. Simone Perrot, damals 16 Jahre alt, wollte, weil der Bruder Invalide war, ihr Zuhause nicht verlassen. Schließlich habe ihr der Bürgermeister klargemacht: «Hör zu. Wenn es so wird wie 1914, da haben sie die Frauen vergewaltigt und den jungen Mädchen die Hände abgehackt. So war es damals im Norden. Ihr müsst weg.»¹⁶⁰ Hab und Gut blieben zurück. Einem Massenexodus gleich bahnte sich ein ständig wachsender Strom von Menschen in Gefährten aller Art und oft genug zu Fuß einen Weg Richtung Loire. Hunderttausende hofften, dass noch nicht alles verloren sei und sie dort das Ende der Kämpfe abwarten könnten.¹⁶¹

In Ostpolen und der westlichen Sowjetunion hatte die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg nicht selten eine etwas andere Färbung. Zwar erinnerte sich Alexandra Alexander, dass ihrem Großvater «die dreckigen Russen, selbst wenn sie Kommunisten seien, lieber waren als die blau-

äugigen, sauber rasierten Deutschen»¹⁶². Doch galten die Deutschen vielen als «kultiviert», worin wohl auch das sowjetische Ideal der «kulturnost» anklingt. Als Besatzer im Ersten Weltkrieg seien sie zwar hart, aber alles in allem erträglich gewesen.¹⁶³ Oft kamen mehrere «Argumente» zusammen: «Als der Krieg 1941 begann, wurde Vater Ende Juni in die Armee eingezogen ... Mutter war zu dieser Zeit schwanger ... Natürlich konnte ... [sie] nirgendwo hinfahren. Außerdem kamen viele Juden aus Winniza nach Shornischtsche in der Hoffnung, dass es im Dorf ruhiger wäre als in der Stadt. Wenn man einen Gemüsegarten besaß, waren einem bestimmte Lebensmittel sicher, und bombardieren würde man die Dörfer auch nicht.»¹⁶⁴

Aus den Erinnerungen kann man den Eindruck gewinnen, als trage in Westeuropa die Flucht oft panikartige Züge. Wer konnte, machte sich auf den Weg und ließ zurück, was nicht transportiert werden konnte. Gerade jüdische Überlebende aus Ostpolen und der westlichen Sowjetunion beschreiben dagegen immer wieder, wie schwer sich die Eltern taten, ihren Besitz zurückzulassen. Tatsächlich wurde hier Besitz vielfach mit Schutz assoziiert. Dahinter stand die tradierte Erfahrung, dass in Phasen antisemitischer Spannungen und Ausschreitungen die Straßen gefährlich waren und gemieden werden mussten, Häuser aber Zuflucht boten. Eine Flucht unter Zurücklassung des Besitzes, und nur diese war möglich, galt daher oft nicht nur als Schritt ins Ungewisse, sondern in die Schutzlosigkeit.¹⁶⁵

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de